

Anna Breby



ms

LIBRARY

Brigham Young University

FROM

Call		Acc.	
No.	833	No.	207013
	066e		
	G		

1 60

Watkins - Language



Digitized by the Internet Archive
in 2011 with funding from
Brigham Young University

833

C66e

G

EIFELNOVELLEN

VON

CLARA VIEBIG

UNIVERSITY
LIBRARY
PROVINCIAL

207013

GEORG FISCHER VERLAG, WITTLICH

Georg
Fischer

Aus dem 1905 erschienenen Novellenband

NATURGEWALTEN

Maria und Josef

Das Kind und das Venn

Der Depp

Aus dem 1910 erschienenen Buch

DIE HEILIGE EINFALT

Der Jan und der Jupp

Brummelstein

U. S. A.
M. A. S. S.
K. A. S. S.

Maria und Josef

Es war erst Mai, und doch brannte die Sonne unbarmherzig auf die Bettenfelder Höh, wie nur je im Hochsommer.

Verdrießlich stand Josef Wallscheider am Fenster seiner Hütte und schaute hinaus in den grellen Sonnenschein. Der würde ihm schön auf den Rücken prallen, wenn er jetzt mit der Maria auf den Acker fuhr zum Kartoffelsetzen! Er gähnte, trommelte unwirsch auf die blasige Fensterscheibe und blickte hinauf zum Himmel. So war der schon seit Tagen, blau wie ein tiefgefärbtes Tuch, kein Wölkchen daran; verschlossen.

Halblaut brummte er in sich hinein: das würde schwere Arbeit sein im vertrockneten Erdreich. Aber was half's, die Kartoffeln mußten ins Land. Was sollte man denn essen, wenn der Winter ganz Bettenfeld in Schnee packte bis an die Dachgiebel? Da mußten sie doch wenigstens Kartoffeln satt haben, er und sein junges Weib. Denn heiraten wollte er zu Micheli, jetzt gerade, wo ihm die Maria so ein schiefes Gesicht zog. Hatte er es dem Kättchen denn nicht auch gestern abend versprochen?!

Und damit stellte sich der Bursche fest auf seine stämmigen Beine, kniff die Mundwinkel ein, und auf seiner kantigen Stirn zwischen den eckig gezogenen Brauen zeigte sich eine tiefe Falte.

Als er jetzt zur Stubentür schritt, ächzten die sandbestreuten Dielen unter seinem schweren Tritt. Er rief laut in den dunklen Flur hinaus:

„Maria! Kättche!“

Keine Antwort.

Wo stecken sie denn? Noch einmal: „Maria! Kättche!“
Und nun, langgezogen: „Kätt—che—!“

Da knarrte ganz oben das Türchen des Bodenverschlages, und geschmeidig wie eine Katze kam eine blutjunge Magd die Leiterstiege heruntergeschlichen. Ihr Rock war ausgefranst; unter den wirren Haarsträhnen vor, die ihr tief ins Gesicht hingen, blinzelten ihre verweinten Augen. Ein Bündel trug sie über der Schulter; mit einem zitternden Seufzer ließ sie es auf den Estrich fallen, dicht vor seine Füße.

„Hatt ihr dann kein Ohren?“ sagte der Bauer, ohne sie anzusehen. „Wuh is dat Maria? Spannt an. Mir giehn eweil. No?“

„Dat Maria, dat is — dat —“ sie brach in lautes Schluchzen aus — „dat hat gesaot, ech sollen maachen, dat ech fortkommen hei — ech sollen giehn, wuh dän Pfeffer wächst — uf der Stell! Ech — ech —“

Der Jammer schien ihre Worte zu ersticken.

Er sah sie an, wie sie da an der Mauer lehnte, den hübschen Kopf im Schmerz zur Seite geneigt, und langsam glomm im stumpfen, gleichmütigen Blick seiner tiefliegenden Augen ein Feuer auf.

„Wän is hei dän Hähr? Dat Maria oder ech, hä? Kreisch net. Dau bleiwst. Drag dein Saachen nor als widder eruf, Kättche!“

„Och, ech sein esu bang! Et därf mer doch neist anduhn, dat Maria?! Gel, Josef?“

„Et därf der neist anduhn, et duht der aach neist an — nä, nä!“

Er versank in Nachdenken.

Sie schmiegte sich an ihn. „Josef!“ Er rührte sich nicht. Da schlang sie beide Arme um seinen Nacken, küßte ihn heftig und blieb an seinem Halse hängen.

So standen sie ein paar Augenblicke, dann machte er sich schwerfällig frei.

„Sei nor net bang, et gift als alles arrangschiert. Esu böß is dat Maria net — nä, nä — et wird schon Räsong annehme. Et hat mech ufgezillt — nä, nä — et es mer alleweil en gud Schwester gewest!“

Mit einem Seufzer ließ sie den Kopf hängen, ihre Gestalt schien ganz zusammenzusinken. Schmollend murmelte sie: „Et saot, ech sollen mech net unnerstihn, noch ehs heihin zu kommen, sons —!“ Plötzlich emporschnellend riß sie die Augen weit auf, ihre schwarzen Augäpfel im bläulichen, schimmernden Weiß funkelten ihn an: „Et will mech schloan!“ Aufkreischend hielt sie sich die zerlumpte Schürze vors Gesicht.

„Schloan —?! Oho, dat wolle mir doch siehn!“

Schon war er an der Haustür — nun war er draußen — sie hörte ihn um die Ecke nach dem Stall biegen, seine Nägelschuhe klapperten auf dem Pflaster des Hofes. Rasch ließ sie die Schürze vom Gesicht sinken und horchte mit vorgeneigtem Kopf; ein verlegen-ängstliches und zugleich triumphierendes Lächeln spielte auf ihrem bräunlichen Gesicht und vertiefte zwei Grübchen. Ihre Wangen, die flaumig waren wie Pfirsiche, wurden rosenrot.

Jetzt rief er: „Maria, Maria!“

Und eine Frauenstimme antwortete im gleichen Tonfall: „Josef, Josef!“

Im Stall stand Maria Wallscheider und warf den Dung aus. Den Blaudruckrock hatte sie hochgeschürzt, ihre Beine, hager und sehnig wie die eines Mannes, waren bloß; ihre Füße steckten in Holzpantoffeln.

„Hott, hahrüh, willste parieren,“ sagte sie gerade, als der Bruder unter die Tür trat, und patschte die Kuh mit kräftiger Hand auf die Lende.

Josef blieb auf der Schwelle stehen, die Hände in den Hosentaschen.

Sie schien ihn nicht zu bemerken, sondern blieb emsig bei der Arbeit.

„No!“ Er lachte unwillkürlich auf, als eine Ladung Dung dicht an ihm vorüberflog, und wischte sich mit der verkehrten Hand ein paar Spritzer aus dem Gesicht. „Morgen, Maria! Siehste dann net, dat ech hei stiehn?“

„Ech haon dech net geruf!“

„Äwer dau has doch geantwort!“

„Nor aus Gewöhntheit. Plaatz gemaach!“ Sie schwang schon wieder die Gabel.

Mit einem unterdrückten Fluch sprang er zur Seite; dann sah er ihr ein paar Augenblicke zu, wie sie schaffte.

Sie arbeitete mit einer Art von Wut; als sei der Dung ihr Todfeind, so stach sie in ihn hinein und schleuderte ihn im Bogen durch die offene Tür auf den Hof, wo er mit dumpfem Klatschen niederfiel.

Die Hitze im Stall war unerträglich; ein beißender Brodem stieg von dem mit Jauche getränkten Boden auf, der die Arbeitende in eine Dampfsäule hüllte. Dicke Tropfen rannen ihr unter dem kattunenen Kopftuch vor und klebten das Haar von fahlem, glanzlosem Blond an die Schläfen. Ihre flache Brust keuchte.

Wie verärgert sie aussah! Der Bruder fühlte ein plötzliches Mitleid.

„Maria, maach de Bläß los,“ sagte er begütigend, „un de Braune aach; mir wolle zosammen Grumbiere setze giehn. Dat haste doch eweil net nedig, dech met der Arweit hei esu ze eschoffieren? Loäß dat Kättche hei färdig schüppen!“

Ein jähes Rot schoß ihr ins Gesicht; den Kopf zur Seite wendend, schien sie mit einem Entschluß zu ringen. Ein paarmal holte sie tief Atem:

„Dat — dat Kättche is net mieh hei — ech haon et fortgeschickt — — — fortgejagt, wannste dat besser verstiehist! Stieh nor un kuck mech an, als gäb der de Petter-

sillich verhagelt! Määnste, ech leiden esu en Framensch im Haus? Scharmuzzieren un flattieren, dat is nach seinem Gusto — äwer arweiden, nä!“

„No, no, bis still, Maria! Laoß dat arm Dingelche!“

Ihre Augen, grau und tieflegend wie die des Bruders, lodertem in hellem Zorn.

„Wat saoste — arm? Liederlich! Hinnern Zaun, duh gehört et hin. Mech hat dän Hawer gestoch, dat ech uf dem Alden sein Betteln gehört haon und haon et als Magd in't Haus geholt. Mag et eweil met seim Vatder, dem Simpel, dem Schnapssöfffer, Schwein hüten am Mosenkopp — mainswäjen!“

Josef blieb vollständig ruhig. Nur bleich war er geworden, man sah es an seinen erblaßten Lippen; das sonn- und wetterzergerbte Leder der Haut ließ weder Röte noch Blässe durchscheinen. Mit einem großen Schritt trat er über die Schwelle und kam der Schwester näher:

„Maria, mir wollen uns doch wäjen su ebbes net querellen. Achtundzwanzig Jaohr, su ald wie ech sein, hammer zosammen gehaust; duh woar nie neist Onüwles. Un dat erschte Maol, dat ech meinen Kopp for mech haon, bis dau dawieder! Wat hat der dat Kättche gedahn, saog!“

„Mir — mir gedahn?!“

Sie ließ die Mistgabel fallen und trat dicht an ihn heran; ihre geblähten Nasenflügel bebten, ihr Mund zuckte wie von verhaltenem Weinen. Sie ballte die Faust: „Och dat! Dau sääst et sälwer, hammer net achtundzwanzig Jaohr geläwt wie im Paradies?! Haha! Dat haot eweil en End. Unnen im Dorf laachen se: Olau, so dumm! Mer muß sech scheniere. Achtundzwanzig Jaohr waorste gud genug, om dich for dän Mosjö ze plagen, ze travalljen wie en Peerd! Wuh sein meine guden Jaohr — hä, dau?!“

Sie trat ihm noch näher; das Kopftuch war ihr heruntergerutscht, er sah die grauen Fäden in ihrem Haar.

„Ech waor och siebenziehn Jaohr wie dat Kättche, ech hatten rud Backen wie en Appel. Fraog noren dän Hannes unnen zu Meerfeld, un dän Nikla owen zu Manderscheid, un dän, un dän! Ech konnten ihrer mieh kriehn wie dat Kättche, dat dumm Dingen! Äwer ech haon keinen ange-seihn. Dau gingst noch in de unnerst Klass' — wän sollt for de Wirtschaft sorgen, uns bißche zusammenhaalen, wat de Eltern hinterlaß haon? Un dau hingst mer alleweil am Schürzenzipfel, un wann jemand nor for Spaß saot, hän wollt dein Maria wegholen, dann dähstste kreischen. Un duh saot ech: ‚Nä, nä, laobt mech all zefrieden, uns Motder sälig haot hän mer in den Arm geläjt — nä, nä, ech bleiwen beim Josefche!‘“

Marias Stimme hatte das Schrilte verloren — nach und nach; als fiele aller Zorn ab, je mehr die Erinnerungen herandrängten und am Herzen rüttelten.

Josef sprach kein Wort; wie gebannt starrte er auf die grauen Fäden, die das Haar der Schwester durchzogen.

Und sie sprach weiter, ihre flache Brust hob sich stolz:

„Un ech haon der och ebbes geschafft. Als uns Motder starw, hatten mir noren ein Kuh; als uns Vatder starw, hat mir och net mieh. Äwer eweil hammer zwei Küh, un zwei Butschen un zwei Schwein, un —“

Er unterbrach sie, ganz überwältigt von einer Erinnerung: „Jao, jao, ech weiß noch, als dau uns erscht Schwein gekoofd hatt'st! Dän Dag fir meiner erschter heiliger Kommunion. Ech hatten meinen staatsen Rock anprowiert un de neien Stieweln — Jesses, waoren aisch esu nobel! Dao riefste uf'm Hof: ‚Kuck, Josefche, uns Schwein, uns Schwein!‘ Dao liefen ech rasch für ze kucken. Un dat Schwein rannt mech üwer — bonz onnen, bonz owen, duh loog ech im Dreck!“

Mit einem nicht enden wollenden, schallenden Gelächter klatschte er sich auf die Lenden. Auch der Schwester herber Mund verzog sich zu einem Lächeln. —

Von der Geschichte mit dem Schwein waren sie ganz hingegenommen, liebevoll versenkten sie sich in alle Einzelheiten. Dem Josef schien die Maria lange nicht mehr so umgänglich gewesen; und sie wiederum sprach in einem Ton, als sei der stämmige, starkknochige Bauer mit dem Stiernacken noch der kleine Bruder, den man ihr einst anvertraut hatte: „Gib Obacht, Maria!“ Der kleine Bruder, der sich nachts fürchtete und nur in ihrem Bett schlafen wollte — der Bruder, der all sein Lebtag von der älteren Schwester abhängig gewesen war.

Mechanisch hatte sie die Mistgabel wieder aufgenommen; aber sie setzte die Arbeit nicht fort, sondern stützte sich nur auf den starken Holzstiel, stemmte das Kinn auf die aufgestützten Hände und las so dem Bruder die Worte von den Lippen.

Ihre Gesichter waren sich ganz nah, Auge in Auge, fast Wange an Wange; ihre Atemzüge vermengten sich.

„Weiße noch?“ fragte Josef.

Maria antwortete: „Jao, jao, ech weiß!“

Und dann fragte sie, mit merkwürdig gedämpftem Klang ihres scharfen Organs: „Josef, weiße noch?“

Und er antwortete lachend: „Der dausend, Maria, justement haon ech daodran gedaagd!“

Sie erzählten und erzählten, zogen die Mäuler breit und stießen sich gegenseitig mit den Ellbogen an. Zuletzt lag der Schwester Hand auf der Schulter des Bruders.

Plötzlich schreckten sie auf. Die Bläß hatte kräftig mit dem Schwanz nach rechts und links geschlagen, sich umgesehn, als sei sie verwundert, und dumpf gebrüllt.

„Jesses!“ Maria lud hastig die Gabel voll. „Dao stieht mer nau un faulenz!“

„Hü!“ Josef machte sich daran, das unruhige Tier loszubinden.

„Komm ehs, Maria! Laoß dat Kättche hei färdig maachen!“

„Kättche —!“ Maria war zusammengezuckt und ließ die Gabel aufs Pflaster klirren.

Er hörte es nicht; sein Ohr glaubte ein leises Kichern vernommen zu haben — dort von der Luke kam's, die aus dem Bodenverschlag nach dem Hof ging — und dahin lauschte er jetzt mit allen Sinnen.

Aber jetzt zeterte Maria los, ganz im alten scharfen Ton: „Kättche hin, Kättche her! Ech haon't der joo gesaot, ech leiden et net mieh in meim Haus. Verstannen?!“

Ihr Ton empörte ihn, der Umschwung war zu jäh. „Dau leidst et net?! Äwer ech! Verstannen?!“

Sie lachte ihm ins Gesicht.

Das schwere, dicke Blut stieg ihm zu Kopf.

„Maach!“ sagte er drohend.

„Haha“ — ihre Stimme klang hell und mißtönend — „spill dech nor net esu uf! Sie schnippte mit den Fingern. „Ech leiden dat Mensch net.“

„Et bleiwt,“ schrie er sie an.

„Et bleiwt net!“ Sie stemmte die Arme in die Seiten.

Immer lauter erhoben sich die Stimmen.

„Un ech saon der, dat Määdche bleiwt!“

„Un ech saon der, et gieht! Ech duhn, wat ech will, in meim Haus!“

„In deim Haus?!“ Nun lachte er ein schwerfälliges, rauhes Lachen. „Wuh es dann dein Haus? Ech kennen dein Haus net. Hei dat es mein Haus, un kein annern hat drin zu kommandieren als ech. Mein Haus, mein Haus!“

Sie sah ihn starr an. Die heiße Röte auf ihrem Gesicht hatte einer fahlen Blässe Platz gemacht. Mit beiden Händen fuhr sie sich nach dem Halse, als würge sie da etwas. Ihre Lippen zitterten.

„Wem et net gefällt hei in meim Haus, dän kann giehn,“ schrie er grob.

Da stieß sie heraus: „Esu hammer net gewett! Et es mein Haus. Ech haon't erarweid — mein is et!“

„Oho! Un aisch sein dän Sohn! Ech haon et ererwt!
Ech sei dän Bauer! Biste ruhig?! Gieh bei de Hähren uf't
Gericht, lao kannste't läsen, schwaarz uf weiß: mein is
et!“

Mit funkelnden Augen maßen sie sich, die Köpfe mit den kantigen Stirnen vorgestreckt, als wollten sie sich gegenseitig die Schädel einrennen. Sie hielt die Mistgabel umklammert wie eine Waffe; er ballte die Fäuste und brüllte: „Ke Wort mieh! Voran gemaach! Spann an!“

Das war zu viel. Sie kreischte auf: „Meinst dau, ech laossen maisch von dir kommandieren? Dau dummen Jong, noch lang net! Ech giehn!“

„Gieh, waor de willst!“

„Ech giehn och. Äwer darerschd zaohlste mech aus, bei Heller un Penning!“ Drohend schwang sie die Gabel, er schlug sie ihr aus der Hand.

„Gieh bei de Hähren uf't Gericht,“ äffte sie ihm nach, „lao kannste't läsen, schwaarz uf weiß: ech haon mein Deil ze kriehn. Hä, mei Geld!!“ Sie hielt ihm die flache Hand hin.

Betroffen wich er zurück; trotz seiner Wut dämmerte es ihm: sie hatte recht. Mit einem Fluch fuhr er sich in die Haare. Wenn sie Auszahlung verlangte?! Bar Geld hatte er nicht. Er mußte verkaufen, verkaufen! Hof hin, Haus hin und Acker und — — —

In stummer Ratlosigkeit stierte er drein.

„Wie dau mir, su ech dir,“ sagte sie hart.

Ihre Blicke kreuzten sich feindselig in stummem Trotz.

„Un ech heiraoden dat Kättche doch!“ stieß er plötzlich heraus und stampfte mit seinem derben Nagelschuh auf, daß das Pflaster dröhnte.

„Heiraoden —?! Uf wat dann?“ höhnte sie. „Äwer meinswäjen, heiraod! Zaohl mech aus! Ech heiraoden och!“

In maßlosem Erstaunen riß er den Mund auf und starrte die Schwester an mit vorquellenden Augen. Die und heiraten? Er mußte laut auflachen.

„Jao, heiraoden, warum net? Meinste, ech kriehn keinen mieh? Dän Nikla vom Mosenbauer nimmt mech alle Dag.“

„Dän —?!“ Er zuckte verächtlich die Achseln. „Dän schuns im Kittche gesäß haot, dän armseligen Knecht?!“

„Knechte werden Hähren!“

„Hän es kaum zwanzig!“

„Schad neist!“ sagte sie trocken. „Is dän Maan jung, de Frau alt, gift et en kleinen Haushalt!“

„Ech leiden et net! Dau bis doll!“

„Ackerat so wie's dau! Ech dän Knecht — dau de Magd!“

Sie brach in ein gellendes Gelächter aus, warf den Oberkörper hintenüber und fuchtelte mit den mageren Armen in der Luft herum. „Oder vielleicht es dän Kämpenich unnen von Meerfeld mieh nach deinem Gusto. Gesetzt genug is dän — neun Könner haot dän — verschuld't is dän och, dem kommen mein' Groschen gud zu Paß.“ Sie streckte dem Bruder beide Handflächen hin: „Zaohl mech aus, wens d' kaans!“

„Haal dei Maul!“ Er packte ihre Hände, ihre Arme, und rüttelte sie. Eine sinnlose Wut überkam ihn, als er ihr hohnlachendes Gesicht sah, als er ihre Knochen unter seinen Fäusten fühlte. Laute ausstoßend wie ein wildes Tier, drängte er sie Schritt für Schritt rückwärts; mit einem Krach warf er sie dann gegen die Hinterwand des Stalles.

„Verdamptes Fraumensch!“

Sie taumelte von dem Stoß und fiel schwer auf die Knie.

Er stand über ihr mit geschwungenen Fäusten, ein wildes Flackern in den Augen.

„Schlaog!“ ächzte sie, ohne sich nur die Arme zum Schutz über den Kopf zu halten. „Ech leiden dat Kättche net! — Schlaog zu!“

Ein tiefes Atmen ging durch den Stall — ein Schnaufen
— ein Stöhnen — — —

„Nä,“ sagte er plötzlich kurz und wendete sich ab.

Neben die Bläß tretend, strängte er sie los, dann die Braune. „Hüh, voran!“

Jeder gab er einen Schlag und einen Fußtritt, daß sie mit gehobenem Schwanz und erschrecktem „Muh“ zur Stalltür hinaus auf den Hof stürzten.

* *
* *

Unter dem stählernen Himmel fuhren die Geschwister hin.

Langsam, halb im Schlaf, zogen die Kühe an; die Räder des Karrens knarrten und quietschten und holperten in den ausgetrockneten Geleisen des Weges. Die weißen Häuschen von Bettenfeld, die wie Spielzeug über die grüne Matte verstreut liegen, waren verschwunden.

Die weite Hochlandseinsamkeit dehnt sich aus. Grün die Halden, grün die runden Bergkuppen, grün und kurz-rasig, ohne Bäume und ohne Schatten. Blendendes, flimmerndes Licht überall. Ein sengender Geruch steckt in der Luft; das junge Gras, kaum dem vom Winterschlaf erwachten Boden entsprossen, ist schon verbrannt bis in die zarten Wurzeln. Die Luft steht still; da rührt sich kein Gräschen. Der Himmel spannt sich in einem unbarmherzigen Glanz, ungetrübt bis zum fernsten Horizont; hart, blank, wie ein eherner Schild.

Glanz, Glanz überall. Das Auge trämt und blinzelt und senkt sich scheu, die gerötete Stirn schmerzt, die Brust atmet beladen vom schweren Druck der Luft.

Müdes Schweigen. Unterm glühenden Sonnenstrahl duckt sich das Leben, wagt keinen Laut. Erstorben ruht das Hochland, ausgesogen, ausgebrannt, ganz überschüttet von gewaltigen Fluten brennenden Lichts.

Und auf die große Stille nieder blickt der Herr des Hochlands, der all die Kuppen weit überragt, der Mosenberg mit seinem öden Kratergipfel, dunkel und drohend.

Immer rauher wird der Weg — hier ein Lavablock, dort ein Lavablock — sie liegen, schwärzlichen Ungetümen gleich, im grünen Gras. An ihren Rücken in die Höhe steigen dornige Ranken, und in ihrem spärlichen Schatten weidet die Schweineherde von Bettenfeld. —

Inmitten seiner Herde stand der Hirt; der zerfetzte Mantel hing ihm schlaff über den Rücken, die Schnapsflasche guckte aus der Tirteyhose, die Sonne brannte durch seinen löcherigen Hut. Er grinste und brummte, nahm sein gewundenes Horn und tutete hinein: langgezogene, unmelodische Töne, die wie Klagerufe in die Weite irrten und versiegteten im Sonnenbrand.

Als der Karren des Wallscheider vorüberhumpelte, ließ der Hirt das Horn fallen und zog die Schnapsflasche hervor; mit einem Grinsen hielt er sie dem Bauer entgegen.

„Sauf — sauf,“ lallte er, „dat Kättche — dat Kättche — hihih!“

Josef tat, als sähe er den Alten nicht, blickte starr geradeaus und ließ mit einem ungeduldigen „Hott, hahrüh!“ den Kühen die Peitsche auf den Rücken sausen, daß sie, aus ihrem Halbschlaf aufgeschreckt, davonjagten, mitten zwischen die Schweine.

Der Hirt schimpfte, das Rüsselvieh stob grunzend nach allen Seiten, Maria lachte — ein böses, scharfes Lachen — und Josef fluchte in sich hinein. Mußte ihnen der gerade auch jetzt begegnen!

Ingrimmig hieb er auf die Kühe, rascher rollten die Räder, aber der Alte lief nebenher. Er hatte die Rechte auf den Karrenrand gelegt, in der Linken schwang er die Schnapsflasche; er lachte und schimpfte in einem Atem. Das Kauderwelsch seines zahnlosen Mundes war schwer

zu verstehen, nur ein Name stach deutlich daraus hervor: „Kättche“ und wieder „Kättche“.

Und hinten im Karren, zwischen den Säcken mit Saatkartoffeln, kauerte Maria; und wenn der Bruder vorn auf dem Brett sich auch nicht umdrehte nach ihr, er glaubte doch das schadenfrohe Leuchten ihrer Augen zu sehen und das höhnische Zucken ihres Mundes.

„Laoßt los!“ schrie er den Alten an. Aber in tollen Sprüngen setzte der Simpel nebenher und lallte und grinste und juchzte.

„Ech gradelieren och zum Schwiegervatder,“ sagte plötzlich Maria laut und langsam. Es war das erste, was sie sprach. Schweigend hatten sie den Hof verlassen, schweigend waren sie bis hierher gefahren.

Josef zuckte zusammen, das Rot des Zornes und der Beschämung stieg ihm glühend zu Kopf; mit einem Fluch hob er die Peitsche und sich halb umwendend, schlug er nach dem Alten: „Läbte los!“

Mit dumpfem Heulen ließ der Blöde den Karrenrand fahren; wie vom Veitstanz befallen hüpfte er auf einem Bein herum. Sein von grauen Bartzotteln überwuchertes Gesicht verzog sich zu einer kläglichen Grimasse; er weinte wie ein Kind.

Maria lachte laut auf.

Da ballte der Alte die Fäuste: „Deiwel, Deiwel“ und spuckte hinter dem davonrumpelnden Karren drein. —

Immer glühender wurde der Sonnenbrand, immer drückender die Luft.

Die Geschwister sprachen kein Wort.

Josef saß auf seinem Brett, ließ den Kopf auf die Brust hängen und brütete in sich hinein. Seine Stirn war dunkelrot, sie glühte in einer trocknen, verzehrenden Hitze. Vor seinen Augen tanzte der flimmernde Staub des Weges in lauter roten Punkten; einem feurigen Band gleich lief die Straße dahin, und Feuer, Feuer lief ihm auch durch die

Adern. Vor seinen Ohren war ein Sausen wie von Flammen, die ein Sturmwind zu immer höherer Glut anfacht. Durch das Sausen, weit, weit, hörte er das Geheul des Blöden und nahe, ganz nahe das Lachen der Schwester.

Was ging ihn der Vater an? Das Mädchen wollte er. Jetzt gerade!

Er stieß mit dem Fuß aus, als schleudre er so einen Stein aus dem Acker.

Wie alert und hübsch die war! Das fiel ihm erst recht auf, wenn er seine Schwester ansah. Und küssen konnte die! Unwillkürlich wischte er sich mit der verkehrten Hand über die trockenen Lippen. Noch fühlte er im verdunkelten Flur die weiche Gestalt an seinem Halse hängen, ihr Mund preßte sich auf den seinen; er wurde wie Wachs, so hart er sich auch stellte. Nein, was die Maria auch sagte...!

Er biß die Zähne aufeinander und dachte an den gestrigen Abend. Da war er noch einmal aufgestanden — er hatte schon im Bett gelegen — und war, barfuß, damit ihn die Maria nicht hörte, auf den Hof geschlichen, wo der Pumpenschwengel leise quietschte und das Kättchen stand, hemdärmelig, im kurzen Rock. Da hatte sie ihn genarrt, war zärtlich gewesen und doch spröde, und er hatte ihr die Heirat versprochen.

Ja, haben mußte er sie — haben! Eine Gier überkam ihn und zugleich eine unbezähmbare Wut.

Halb sich umwendend, schielte er nach der Schwester. Die saß unbeweglich, den Rücken ihm zugekehrt. Er sah nur ihre Schulterblätter, die herausstanden wie bei einem abgearbeiteten Pferd, ihr rotes, knöchiges Genick und die dünnen Haarzöpfchen.

Und die wollte auch noch heiraten?!

Derentwegen sollte er seinen Hof verkaufen, der ihm allein zukam von Gott und Rechts wegen?! Der Zankteufel! Das tat sie ihm nur zum Torte, jetzt, wo er sich

nicht mehr kommandieren lassen wollte, wie er sich immer hatte kommandieren lassen. Aber wart!

In einem grimmigen Lächeln zogen sich seine Lippen von den Zähnen zurück und entblößten die starken Hauer.

Er hob die Faust — höher — höher —

„Josef, se wird mir doch neist anduhn?! O, ech honn esu angst — se will mech schloan“ — — — Das war Kättchens Stimme! Er sah wieder in ihre angstvollen Augen.

„Schloan, schloan,“ raunte etwas in ihm und rüttelte ihn, daß er bebte.

Er wußte nicht mehr, was er tat und dachte; in seinen Schläfen stach es, seine Pulse hämmerten, sein Stierkopf beugte sich vor, als wolle er eine Wand einrennen — durch! Jawohl, aber da stand jenseits die Gestalt der Schwester, hager und doch breit, die Beine fest aufgestellt, die Hände in die Seiten gestemmt, mit der Stirn, härter wie der härteste Stein am Mosenkopf: „Ech leiden et net!“ Eine ohnmächtige Empörung packte ihn, eine sinnlose Verzweiflung. Fort — er stieß mit beiden Füßen — die da, fort! Fort, die sich da hinstellte, breit und frech!

Josef schnappte nach Luft: ha — wär' die nur tot!

Jäh hatte ihn der Gedanke durchzuckt, nur für die Dauer eines Augenblicks; aber schon war der Gedanke zum Wunsch geworden, der ihn durchbrannte vom Scheitel bis zur Sohle.

Brütend saß Josef Wallscheider, ganz in sich versunken.

Und hinten im Karren saß Maria Wallscheider, hatte die Hände im Schoß verschlungen, als ob sie einen Rosenkranz bete; aber sie betete nicht. Ihre Gedanken irrten umher, immer wieder kehrten sie zu dem Bruder zurück.

Also dafür hatte sie ihn aufgezogen, daß er sich die hergelaufene Magd an den Hals hing und einen trunkenen Simpel Vater nannte?! Sie dachte nicht mehr daran, daß ihr mühsam Erarbeitetes und Gespartes von dem leichtsinnigen jungen Ding verbraucht werden würde, das nun

im Federbett der Eltern schlafen und das schwarze Hochzeitskleid der seligen Mutter tragen sollte — sie dachte jetzt nicht mehr an sich, nur an den Bruder.

Die Wut war verraucht und all die anderen Gefühle, mit denen sie gestern abend dem Geflüster auf dem Hof gelauscht hatte. Dachte der Bruder, dessen Schritt sie so genau kannte, sie hätte ihn nicht aus der Kammer schleichen hören? Auch sie schlich ans Fensterchen, und stand und belauerte die beiden, die als schwarze Schatten im Mondschein auf dem Brunnentrog saßen und sich umhalsten.

Jetzt fühlte sie keine Eifersucht mehr, eine andere Empfindung war erwacht. Ein starker Quell war in ihr aufgesprungen, der ihr Herz füllte bis zum Rand — das Muttergefühl. Jenes große, seltsame, mit dem sie einstmals, selbst noch ein Kind, das kleinere Kind in ihre Arme geschlossen.

„Heilige Maria, Moddergotts, durch deine Seele gehen sieben Schwerter, bitt' für mich!“

Gern hätte sie den Bruder angerufen: „Dau, Josef, neist for ungod!“ Aber das durfte sie doch nicht, sie war ja die ältere.

Und so preßte sie die zuckenden Lippen zusammen, daß kein Schluchzen sich ihnen entrang. Und senkte die Stirn immer tiefer in einer schmerzvollen Sehnsucht — nichts, nichts hatte sie auf der Welt als den kleinen Bruder. In einer stumpfen Traurigkeit fuhr sie dahin, das Gesicht zu Stein erstarrt. —

Die Sonne stand schon fast im Mittag, als sie den Acker erreichten.

In stummer Wut warf der Bauer die Säcke vom Wagen, in stummer Wut schirrte er auch die Kühe vor den Pflug, und in stummer Wut zog er die Furchen, in denen die

Schwester hinter ihm dreinschritt und die Stücke der Kartoffeln, Schritt um Schritt, in die Furche legte.

Nun waren sie schon siebenmal den Acker auf und nieder geschritten; noch immer sprachen sie kein Wort.

„Tot — tot — — —!“ summte es in Josefs dickem Schädel. Weiter dachte er nichts; nur an dies eine Wort klammerten sich seine Gedanken. Mechanisch hob er die Peitsche, wandte den Pflug und trottete voran. Er hörte nicht, daß die Schwester hinter ihm drein keuchte; stark schritt er zu, ohne anzuhalten.

Es wurde ihr schwer zu folgen, aber sie sagte nichts; unermüdlich griff ihre Hand in die Schürze und senkte sich dann zur Erde. Den gekrümmten Rücken richtete sie gar nicht mehr auf. Sie sah nicht mehr empor zum Himmel, nicht in die sonnige Weite; nur auf der nägelbeschlagenen Schuhsohle des Bruders hafteten ihre Blicke, in seine Fußstapfen trat auch sie. Dicht folgte sie dem blanken Eisen des Pfluges.

Furche auf, Furche ab — Kartoffel um Kartoffel.

In eine Wolke rötlichen Staubes gehüllt waren Pflug und Kühe, Bruder und Schwester.

Kein Laut rundum. Glitzernd und gleißend lag das Hochland, die Sonne brannte und stach und biß. Vom Tal links, vom Tal rechts stieg ein glühender Brodem auf und kroch schwer über den einsamen Acker auf freiragender Höhe. Kein Windhauch.

Selbst das Wildwasser unten im Fischbachtal rauschte nicht mehr herauf. Und kein Rauschen stieg empor aus Wälderkrönen; starr ruhten drunten die Baumwipfel, kein Lüftchen lispelte in den Blättern. Die Vögel sangen nicht, die Grillen zirpten nicht mehr. Schwüler ward es, immer schwüler. Lastend deckte der Himmel die Erde.

Noch schien die Sonne, aber ihr Schein war falsch. Und das falsche Gold blinzelte tükisch über Acker und Höhen,

lächelte noch einmal betrügerisch hinunter ins Tal und war dann plötzlich verschwunden.

Dort, rückwärts, auf dem Gipfel des Mosenberges, thront eine Wolke, weiß und fest wie ein kleiner Ball — und da, auf der Höhe jenseits des Fischbachtals, thront auch eine. Die beiden Bälle lauern gegenüber wie zwei Gegner. Kein Atemzug, alles Erwartung. Noch stehen sie still.

Die siebzehnte Furche war abgeschritten, nun ging's in die achtzehnte.

Der Pflüger war blind und taub; er hörte nicht das leise: „Josef“, das bittend hinter ihm erklang. Das finstere Gesicht mit stumpfsinnigem Ausdruck auf die Brust geneigt, schritt er voran; schwer war sein Tritt und zerstampfte die Erde, seine Stirn krampfte sich zusammen, sein Mund verzerrte sich, seine Faust ballte sich um den Peitschenknauf, wie ein blitzendes Messer fuhr die Pflugschar ins Erdreich: tot — tot —! Er knirschte mit den Zähnen.

Ha, was war das?! Die Kühe stutzen.

Er fährt auf, sein Mund öffnet sich zum wilden Fluch —

Quer über den Acker weg geht ein jähes Leuchten, rot, gelb und blau, wie von brennendem Schwefel. Ein Schlag trifft ihn vor den Kopf wie ein Beilhieb — geblendet, taumelnd, betäubt schließt er die Augen — krach, zugleich ein Donner, ein Schlag, kurz und furchtbar, der die Erde zu spalten scheint, den Acker mittendurch reißt und hinunter ins Tal fährt.

Stille.

Wie gelähmt steht er.

Und dann ein Laut — — —

Eine eisige Hand packt ihn ins Genick; er muß sich wenden. Zum erstenmal sieht er zurück.

„Maria!“

Das ist ein Schrei, furchtbar wie die Stimme des Himmels. Gellend bricht sich der Angstschrei des Bruders an den Höhen und hallt im schauerlichen Echo wider.

Da liegt sie in der Furche, zusammengefallen wie ein Bündel Lumpen. Von ihrer linken Schläfe abwärts zieht sich ein Streif, unheimlich schwarz und seltsam, über die Wange, über den Hals. Ihr Kleid ist versengt; längs Ärmel und Rock, gerade herunter klafft ein Riß mit verkohlten Rändern, und der blaue Strumpf, halb heruntergerutscht von der Wade, brennt. Sie verdreht die Augen und stöhnt.

Es wird Nacht.

„Hilf! Hilf!“

Ein Mensch, sinnlos vor Entsetzen, brüllt in die verfinsterte Einsamkeit.

„Hilf! Zu Hilf!“

Und das Gewitter antwortet, Schlag um Schlag. Auf Blitz folgt Donner, auf Donner Blitz. Die Welt bebt.

„Zu Hilf! Maria — Maria!“

Er will sie aufraffen, schwer zieht ihr Körper ihn mit nieder; er liegt auf den Knien und hält sie in den Armen. Fahl ist ihr Gesicht im schwefligen Schein, schrecklich stiert der schwarze Streif aus der Todesblässe. Ihre Nase wird spitz, klebriger Schweiß rinnt über die Stirn. Sie ringt nach Luft, sie will sprechen und kann nicht.

„Maach Buß un Reu, Maria! Buß un Reu!“

Hastig faltet er ihre schlaffen Hände und spricht ihr vor, zitternd und stotternd:

„Ich bereu all meine Sünden aus Furcht vor Strafe — Herr, erbarme dich meiner! Ich bitt dich demütig um Vergebung meiner Sünden — um ein gnädiges Gericht — sei mir gnädig! Ich armer Sünder bitt dich, erhöhr mich!“

Ihre Lippen zittern, sie bäumt sich in seinen Armen, ihre gefalteten Hände reißt sie auseinander und krallt mit einem Ächzen ihre Finger in seinen Kittel. Ihr brechender Blick sucht den seinen.

„Erbarm dich!“ stöhnt er. „Jesus, Maria, Josef, euch schenk ich meine Seele!“

Ein wunderbarer Ausdruck gleitet über das Gesicht der Sterbenden; aus ihrer Kehle dringt ein Gurgeln, ein Lallen: „Jo—sef!“ Ihr blasser Mund verzieht sich zu einem Lächeln.

Und dann ein Seufzer aus den Tiefen der Seele. Schwer sinkt sie ihm an die Brust.

Sie fällt ihm aus den Armen — tot.

Und er heult auf wie ein wildes Tier und ringt die Hände, und stößt sich vor die Brust und schlägt die geballten Fäuste gegen die Stirn, und rauft sich die Haare, und wirft sich über die Tote, und reißt sie in seine Arme, und drückt und schüttelt sie, und läßt sie wieder fallen, und springt auf und rennt davon, und kehrt zurück und wirft sich wieder bei ihr nieder, und springt wieder auf und tobt wie ein Rasender, und heult und heult.

Aber die Donner verschlingen seine Stimme, im Tosen der Lüfte verwehen seine Klagen in nichts. Der Himmel hat sich aufgetan, Ströme von Wasser stürzen nieder und ersäufen das Land. —

Josef war still geworden. Er schirfte die angstvoll sich aneinanderschmiegenden Kühe vor den Karren, schleppte die Tote vom Acker und legte sie ins Gefährt.

Stumm schritt er nebenher.

Langsam, langsam; Schritt für Schritt.

Es tobt in den Lüften und tost und lärmt, ein tausendstimmiges Echo brüllt tausendstimmige Klagen. Blitze durchzucken das Dunkel und erhellen es doch nicht; Schreie der Angst stößt der Wind aus und wird zum Sturm, der den Regen peitscht.

Ein furchtbares Rauschen geht durch die Nacht, ein Sausen und Heulen, und dazwischen ein Dröhnen, ein Tuten und Gellen. Das sind die Posaunen des Gerichtes, das Ende aller Tage ist da!

Die Kühe stutzen und scheuen — da — der Karren schwankt — da der Mosenkopf! Ein leuchtender Blitz enthüllt für Augenblicke seinen Gipfel.

„Alle Heiligen!“

Mit einem Schrei schlug Josef Wallscheider das Kreuz. Eine Gestalt war neben ihm aufgetaucht, groß und ungeheuerlich, in flatternden Fetzen und wehenden Zotteln. Und es quietschte und grunzte und drängte sich um den Karren.

„Zu Hilf! Zu Hilf!“

Ein wieherndes Lachen antwortete, ein blödes Gekreis: „Deiwel — Deiwel!“

Da peitschte der Bauer die Kühe. Und das Lachen des Blöden hallte ihm nach, und das Dröhnen und Tuten des Hornes.

Zitternd stolperte Josef weiter; er schlug Kreuz um Kreuz, seine Lippen murmelten Gebete.

Er betete zu den heiligen vierzehn Nothelfern, zum heiligen Schutzpatron, zur schmerzhaften Mutter Gottes, den ganzen schmerzhaften Rosenkranz.

„Tränenvolle Mutter,
Betrübte Mutter,
Deines Sohnes beraubte Mutter,
Du Quelle der Tränen,
Bitt für uns!
Maria, Maria!“

Unablässig klang sein eintöniges Murmeln; die gefalteten Hände hielt er gegen den Mund gedrückt, seine Augen waren starr erhoben.

„Herz Mariä, mit dem Schwert der Schmerzen durchbohrt, Erbarm dich meiner!

Maria, Maria!“

Knietief watete er durch Wasser. Donner umgrollten ihn, Blitze umzuckten ihn; er merkte es nicht.

Endlich lichtete sich die Nacht um ein wenig — da war das Dorf, da sein Haus. Die Kühe hielten an.

Verwundert stürzten die Nachbarn heraus; sie rüttelten ihn: „Hä, Josef, wat is passiert?!“

Schon umringten sie den Wagen. Sie fanden die Tote, starr und kalt, vom Regen durchnäßt, vom Hagel zerschlagen. Mit Entsetzensgeschrei und Gejammer schaffte man sie ins Haus.

Mit fliegenden Zöpfchen stürzte ihnen Kättchen entgegen. Ihre dunklen Augen funkelten neugierig; sie drängte sich dicht heran, ein hastiger Blick streifte die Leiche, sie kreischte leichthin auf, um sich dann rasch zu wenden: „Josef!“

Und schon hing sie dem Mann am Halse und flüsterte ihm ins Ohr und suchte seine Lippen.

Mit einem Fluch stieß er sie von sich. Und als sie noch stehenblieb und ihn anstarrte, riß er der Toten den Holzschuh vom Fuß und schleuderte ihr den ins Gesicht: „Gieh zum Deiwel!“

Er schwankt, seine Hände fassen ins Leere.

Stier wird sein Blick. Die Knie brechen unter ihm, mit dumpfem Laut sinkt er über der Schwester zusammen.

Seine Hände tasten über sie hin — zupfen hier, streicheln dort — nun umfassen sie ihren Kopf und richten ihn ein wenig auf. Lange starrt er ihr in die verglasten Augen.

Und nun schnellt er empor. Sein wilder Blick fährt umher, die Arme hoch erhoben stürmt er zur Tür. Rechts, links fliegen zur Seite, die ihn halten wollen. Schon ist er draußen.

„Aisch gieh'n bei't Gericht!“ Furchtbar verhallt sein Schreien: „Aisch — aisch haon se erschlaon!“ —

Das Kind und das Venn

Das Dorf ist nicht wie andere Dörfer. Durch seine Mitte führt keine holprig gepflasterte Hauptstraße, an der die Weiber, Kartoffeln schälend und schwatzend, auf ihren Türschwellen sitzen und die vielen Kinder lustig miteinander lärmern; über die der Hirt, wenn die Morgensonne das Leben weckt, mit Tuten und Tröten die Gemeindeherde austreibt und sie wieder eintreibt, wenn in der Abendsonne die glatten Rücken der braunen Rinder rötlich spiegeln; auf der am Sonntag die kichernden Mädchen lustwandeln, in langer Reihe, Arm in Arm, und die grinssenden Jungen, die Mütze schief auf dem Ohr, die neu-modische Zigarre im Mundwinkel, hinter ihnen drein klabbastern.

Das Venndorf ist ungesellig. Kein Haus lehnt sich ans andere. Verstreut liegen die Gehöfte, jedes für sich, auf Rufweite voneinander geschieden.

Und um jedes Haus herum ragt die hohe Hainbuchenhecke, dieser Stolz des Besitzers, dieser Schutz gegen Sturm, dieser Wall gegen Schnee, diese Mauer gegen die Welt da draußen. — — —

Lennert Leis hatte die schönste Hecke im Dorf; die zeigten die Kutscher, wenn sie einmal einen Fremden durchfahren. Die hatte dem Leis sein Ururgroßvater schon angelegt. Sie war so hoch wie das Dach und fein gerade beschoren, auf den Strich; nur an den Ecken waren kleine Bäumchen stehengeblieben, und rund gezogen wie grüne Kugeln; und die Einfahrt war ausgeschnitten zu einem schön gerundeten Torbogen. Sonst zeigte die ganze Hecke aber auch keine Lücke; mauerfest, schier hundertjährig,

wehrte sie mit ihrem dicht verknoteten Astgefüge den Vennwind vom Haus ab. Aber auch keine Sonne ließ sie in die Fenster; dämmerig war's immer innen in den alten Stuben.

Lennert Leis machte den Beschluß im Dorf; gleich hinter seiner Hecke fing das Venn an.

Wenn die Sonne schien, saß hier der kleine Gerret. Er saß da im kargen Schatten, den die Hecke warf, und starrte mit blinzelnden Augen aufs weite, weite Venn, das keine Grenzen hatte, das so fortging in die Ewigkeit.

Er sah am Sommermittag die Heupferdchen hupfen, und dann streckte er sehnsüchtig seine Hände aus und rief, wie er die anderen Kinder hatte rufen hören: „Heusprenger, wahr jeiste? Heusprenger, jank honger dich, 'schwind, hol mer en Schwester! Heusprenger, Heusprenger!“

Der Heuspringer machte einen Satz — fort war er — aber er brachte dem Knaben keine Schwester. So sehr Gerret auch wartete — geduldig, stundenlang — er blieb allein.

Das große Venn war auch einsam, aber das reckte und dehnte sich in geheimnisvoller Freude ob der eigenen, einsamen Größe, während der kleine Junge erschauerte und ganz in sich zusammenduckte.

Gerret verstand nicht die Musik der Winde, die jauchzend die offene Brust des Venn zerwühlen, verstand nicht den stummen Kuß der Sonne, die in kurzer und desto glühenderer Liebeshast fast schmerzhaft brennt. Er sah nicht die Regenbogen vom endlosen Hochland aufstehen und sich verdoppeln in der unbegrenzten Weite, sah nicht das Kreuz auf der Richelsley rot flammen im Abendstrahl, wie ins Blut Christi getaucht.

Gerret war nicht von hier zu Haus.

Unten am sonnenfrohen Rhein war er geboren. Da hatte seine Mutter, „das Drück“, die Jüngste vom Lennert Leis, im Dienst gestanden und sich dann hin verheiratet. Es war

ihr nicht wohl bekommen. Ihr Mann war ein Bahnschaffner gewesen, der jahraus, jahrein durch die Welt fährt, aber allzufrüh hatte er ganz aus der Welt herausfahren müssen. So kam die junge Witwe wieder herauf zu den Eltern und brachte ihren Einzigen mit, den Gerhard; vier Jahre war der.

Viele Worte wurden nicht gemacht, als die Tochter heimkam. Die Mutter vergoß wohl ein paar Tränen, als sie das neue Trauerkleid des Drück befühlte, aber im Grunde sagten sich beide Eltern, daß es nun, da sie anfangen alt zu werden, doch gut sei, wieder eine Hilfe im Haus zu haben; auf die beiden Söhne, den Jöpp und den Bärtes, war sowieso nicht zu rechnen, denen war die Vennerde zu mager gewesen, und sie waren nach Amerika gefahren, um reich zu werden.

Drück fand gleich ihre Arbeit. Den Jungen aber nahm der Großvater an die Hand und führte ihn hinter die Hecke aufs Venn; da sollte er spielen. Jedoch der kleine Kerl im Botzekleidchen spielte nicht. Er stand wie ein Pünktchen, verloren in der großen Weite, und sah sich verlegen um.

Unten am Rhein, in der Stadt, wo Gerret zu Hause gewesen war, da hatten die Menschen dichter beisammen gewohnt, so dicht, daß man sich nicht zu fürchten brauchte. Und viele Wagen waren da gefahren; er und andere Buben hatten sich hinten angehängt und waren mitgesaust, so lustig, hast du nicht gesehen.

Hier rollte keine Kutsche.

An den Schaufenstern hatten sie miteinander geguckt und, mit den Fingern die Scheiben betupfend, sich das Schönste dahinter ausgesucht.

Hier gab's keine bunte Pracht.

Und in den Rheinanlagen hatten sie sich auf den Bänken gesonnt unter Kastanien und Linden und sich süß umduften lassen von Nägelchen und Jasmin.

Hier roch's herb.

Von der Böschung hatten sie weiße Kiesel herunterflitschen lassen übers Wasser und die milde Luft, geschwängert von Tang und Teer und köstlicher Feuchte, eingeatmet.

Hier oben bekam Gerret gleich im ersten Winter einen Husten, und den kriegte er immer wieder, sobald nur die Erika auf dem Venn braun ward und die Vorläufer der Herbststürme die wenigen hochragenden Hainbuchen im Dorf entblätterten. Gleich Besen standen dann die Bäume, emporgereckt aus dem Grau des Venn zum Grau des Himmels.

Großvater Leis konnte es nicht begreifen, daß der Junge seine roten Backen verlor, die er doch mit heraufgebracht hatte.

„Wat fehlt dem Könkd?“ fragte er wohl einmal an Sonntagen, denn wochentags hatte er keine Zeit dazu; da trieb er sein Vieh aufs Venn, überallhin, wo nur ein Hälmdchen Futter zu holen war, trug Milch und Butter hinunter nach Monschau, der Stadt, und bastelte sorglich an seiner Hecke. „Bisde krank, Jong?“ Und stellte sich den Jungen zwischen die Knie und besah sich kopfschüttelnd das blasse Kindergesicht. Unwirsch zog er dann die Dose von Birkenrinde und stopfte sich eine Prise in die Nase: der Gerret war ja kein richtiger Eifeler Jung, der war „en doof Uhl“!

Ja, was fehlte dem Jungen? Drück wußte es auch nicht: der Wind ging hier so stark, vielleicht, daß er sich erst daran gewöhnen mußte!

Sie selbst hatte sich rasch wieder oben eingelebt; sie war ja hier geboren. Sie blühte noch einmal auf, und ihre Gestalt, zwar hager und nicht zur Fülle neigend, gewann an Kraft.

Wenn sie, die Ärmel aufgestreift, das Gedruckskleid hochgeschürzt, die nackten Füße in Holzklumpen, das Haar verweht, die Melkkübel und die Buttergefäße scheuerte

und auf der Eimerbank an der Hecke zum Trocknen umstülpte, dann sah ihr Gerret fröstelnd zu.

Ihm wurde nie warm, selbst wenn er im Winter dicht beim Herd hockte; dann erst recht nicht. Dann heulte der Wind so schaurig im Rauchfang, wie die armen Seelen heulen draußen auf dem Venn, die da jagen müssen, immer jagen, und winselte, wie der Mann ohne Kopf winselt, der unten auf der Monschauer Burg spazieren geht.

Angst überfiel ihn in der dunklen Stube, vor deren Fenster die Hecke aufragte, so hoch, daß man kein Stückchen Himmel sah. Er lief hinaus vor das Haus; aber auch hier hinderte die Hecke. Er stellte sich ins Heckentor — nun sah er. Hu, eine Riesenweite, in der sich Nebel, lauter Nebel wälzten, und Wolken, mit denen der Sturm Ball spielte. Auch hier war kein Stück Himmel, auch hier war kein helles Licht. Und aus dem Grau rieselte es; es rieselte von der Hecke, es rieselte am Boden, die Erde zerfloß unter den Füßen wie Brei. Der Wind holte aus und gab ihm einen Stoß, daß er umfiel, sich nur mühsam wieder aufrichtete und weinend zurück in den Schutz der Hecke torkelte.

Es war das beste, er kroch ins Bett. Da lag er, das Federbett bis an die Nase gezogen, ins Kissen eingewühlt und hielt sich das mit beiden Händen fest gegen die Ohren gedrückt. Wie es draußen tobte, gellte, schrillte, brüllte! Das Venn, o das Venn, wenn das nur nicht hereinkam!

Seine Mutter teilte mit ihm das Bett, aber wenn sie sich am Abend bei ihm niederlegte, schlief sie gleich ein und schnarchte mit offenem Munde. So lag er denn stumm und allein und schwitzte und fror doch. —

„De Jong moß en de Scholl, dat hä alert wierd,“ sagte Lennert Leis, führte den Enkel zum Herrn Lehrer und meldete ihn an.

Die andern Kinder im Dorf scheuten die Schule; sie mochten lieber bei den Kühen auf dem Venn lungern, oder

im Winter mit dem Handschlitten herunterglitschen bis zum Lauscherbüschel und sehen, wie der Eisenbahnzug mühsam auf die Station zukeuchte. Gerret dagegen freute sich auf die Schule: da waren ja so viele seinesgleichen! Er nahm's gar nicht übel, daß die anderen ihn gleich am ersten Schultag auf dem Nachhauseweg prügelten.

„Haste de Huck jeschurt krigge?“ fragte der Großvater, als der Enkel mit rotgeschwollenen Ohren heimkam, und lachte. Ei, die würden ihn schon munter kriegen!

Gerret lachte auch, sein seltenes, leises Lachen. Wo er früher gewohnt hatte — ach ja — da hatten sich die Jungen auch immer gehauen! Wenigstens etwas war hier so wie da.

Aber Freunde gewann er darum eigentlich doch nicht. Im Winter mußte er auch zu oft in der Schule fehlen, denn wenn das Wetter wild war, kam er nicht durch. Das Haus seines Großvaters war das letzte im Dorf, kein anderer hatte einen so weiten Weg zur Schule wie er — wenigstens dünkte ihn das so.

So entwöhnte er sich des aufmerksamen Lernens und Zuhörens, und in der ewigen Winterdunkelheit der Stube fiel es auf seine Seele wie ein Schleier. —

Drück sorgte sich darum: ihr Gerret war doch früher so ein lustiges, dickes Jüngelchen gewesen, der mußte Würmer haben! Oder war er am Ende gar behext? Zu dieser letzteren Ansicht neigte die Großmutter.

Aber der Großvater wollte so etwas nicht hören, er war ein Aufklärer und hielt mehr von den Würmern. So zog er eines Tags, als er, wie gewöhnlich, Butter und Milch zur Stadt trug, einen schwarzen Sonntagsrock unter seinen blauen Kittel, hieß Drück den Jungen „staats“ machen und führte ihn an der Hand hinunter gen Monschau.

Gerret war noch nie so weit gekommen. Also das war ‚Monsche‘, die Stadt? Eingeklemmt, klein und eng, fand sie mit ihren grauen Häusern kaum Platz zwischen den

grauen Felsen; kaum hoben sich ihre dunklen Dächer vom dunklen Gestein. Und keine Gärten waren da. Grüne Fleckchen nur hingen schwindelhoch an den Felsen, nur durch Treppen und Pfädchen erreichbar, vor denen es Gerret grauste. Die Straßen waren so schmal, daß sich zwei Wagen nicht ausweichen konnten. Und unheimlich sah die große Burgruine herunter auf das Häuserklümpchen. Und drüben der alte Wachturm war noch trotziger und unfreundlicher!

Eine große Enttäuschung kam über Gerret, hatte er sich doch so sehr gefreut, als es hieß: „zur Stadt“. Er hatte sich alles ganz anders vorgestellt. Eine dunkle Erinnerung war in ihm aufgestiegen an ein Städtebild von heiterer Schönheit; beschreiben hätte er dies freilich nicht mehr können, aber er fühlte es noch. Sein Blick suchte bunte Schaufenster voll aller möglichen Pracht — er fand keine — und dort am Fluß, der rauschend und brausend dahinstürmte im felsigen Bett, blühten keine freundlichen Anlagen! Nicht einmal Platz hätten die da gehabt neben dem ungebärdigen Wasser.

An der gelben, mit weißen Schaumköpfen wie beperlten Roer entlang, vorbei an uralten Häusern, die, von Pfählen gestützt, sich weit über den Fluß vorneigen, führte der Großvater den Knaben zum Doktor.

„Herr Dokter, dä Jong hat Wörm!“ Damit betrat er die Studierstube.

Der Doktor kannte den Lennert Leis vom Vennhof, war der doch seiner Frau Butterlieferant. Er untersuchte den Knaben gründlich, beklopfte ihn hier, behorchte ihn da und schüttelte zuletzt den Kopf: „Mit Euren Würm, Unsinn! Der Junge hat nicht die richtige Konstitution für Euch da oben! Vennluft — hm, hm. Gesund ist er soweit; no, ich denke, er wird sich schon nach und nach eingewöhnen!“

Nun natürlich, das meinte der Großvater auch. Wenn's weiter nix war! Zufrieden zog er ab, aber entschlossen, doch noch in der Apotheke Wurmsamen zu kaufen — eßlöffelweise zu nehmen zwischen Sirup gemischt — und einen Tee von Pfefferminzkraut und Stiefmütterchen für alle Fälle.

Der Doktor sah den beiden nach, wie der kantige Bauer dahinschob, weitausholenden, aber bedächtigen Schrittes, und den Knaben mit der gesenkten Stirn und den festgeschlossenen Lippen hinter sich drein zog. Der Junge tat ihm leid. Und doch hätte er eigentlich nicht sagen können: warum.

*

*

*

Gerret half nun schon seinem Großvater das Vieh hüten. Bald überließ ihm das der Alte ganz selbständig.

Viehhüten war das Amt aller Jungen im Dorf; ihrer zwei, drei taten sich immer zusammen, lagen auf dem Bauch im harten Venngras, spielten Karten oder rauchten eine „Pief“, während das Vieh rundum suchte, wo es etwas fand.

Gerret gesellte sich zu keinem von ihnen. Er mochte nicht sprechen. Wenn seine Kühe schwammen im endlosen Meer des Heidekrautes und er ihnen langsam folgte, am Stengel einer der zähen Farne nagend, die unfruchtbar das Gras des Venn untermengen, war immer etwas um ihn, über ihm, das hob den Finger und sagte: „Sei still!“

Das war das Venn, das machte ihn stumm. Das kam auf ihn zu — ein Gewaltiges, Übermenschliches — das rückte ihm immer näher, immer näher. Das bedrückte ihn; das erdrückte ihn schier. Er rang nach Luft, aber wehren konnte er sich nicht. Ganz still saß er, wie gebannt, starren Blickes.

Und raffte er sich endlich auf, riß sich gewaltsam los, lief davon und trieb seine Kühe heimwärts, und saß er

dann bei den Großeltern am Tisch oder beim Lehrer in der Schule, auf derselben Bank mit den anderen Kindern, oder lag er bei seiner Mutter im Bett — nirgends, niemals vergaß er das Venn.

Er fühlte dumpf: sie, die da wohnte, draußen in der ungeheuren Weite, die mit den schweren, nachtdunklen Flügeln, die senkte sich auf ihn.

Er hätte gern geklagt, aber er wußte nicht, was er klagen sollte. — — —

Jetzt war die schönste Zeit fürs Venndorf gekommen: die Heide blühte, und dazwischen reiften die Preiselbeeren. Die Schule hatte Ferien gegeben, damit alle, alle hinauslaufen konnten und von dem köstlichen Obst einsammeln. Trüppchen von Kindern und Alte, die nichts Rechts mehr daheim nutzten, und auch Weiber, die sonst wacker in Haus und Hof schafften, alle zogen aus.

Das Gras war noch taubeperlt, die schwarzen Ginsterstauden trugen noch Schleierhauben von silberigem Reifgespinst, kühles Wehen jagte die Nebelfetzen, die noch überm Moor lungerten, vor sich her und hängte sie niederwärts den dunklen Tannen der Richelsley zwischen die Äste. Mit nackten Füßen gingen die Beerensucher ins feuchte Kraut: nur Beeren finden, Beeren, das Holzmaß voll, das ihnen am Halse hängt, die Eimer voll, die sie mit-schleppen! Der Herr Lehrer drüben von Kalterherberg schickte die Vennbeeren in die ganze weite Welt, und sie kriegten's Geld dafür.

Weit über das Venn hin sah man die halbgebückten Gestalten der Weiber sich scharf abheben vom hellichten Äther, der sie umfloß. Und in der Mittagssonne, die so mörderisch brennt, weil kein deckender Bergrücken, kein schattender Wald ihre Strahlen auffängt, hockten die Kinder am Boden, mit beiden Händen reife und unreife Beeren der roten Träubchen abstreifend und in ihr Mäßchen raffend.

Großmutter Leis hatte dem Gerret auch ein Maß umgehängt und ihn zum Sammeln ausgeschickt. Aber er kam ohne Beeren zurück. Das Venn hatte im Sonnenglast seltsam geflimmert; und als er ein Stück hineingeschlichen war, so weit, daß die Schornsteine der Gehöfte hinter den Hecken versanken, als er nichts mehr sah als Venn, Venn und den leeren Himmel darüber, da hatte er sich nicht weiter getraut. Da war er stehengeblieben und hatte die Beeren nicht gesehen, die am Boden blinkten. Gestarrt hatte er, immer gestarrt, bis das Sonnenlicht vor seinen Augen schwarz wurde. Und dann hatte er Fersengeld gegeben und war zurückgerannt bis zu seiner Hecke, hatte sich dort niedergeworfen und die Augen fest zugekniffen. Und doch zwang es ihm wieder die Augen auf — er mußte sehen, unverwandt hinsehen auf diesen grausamen Glanz und Glimmer.

Nun sollte er mit den anderen Kindern gehen, und zwar am Nachmittag, wenn die Sonne nicht mehr so brannte. Der Huppert und der Karel wußten eine gute Stelle; sie nahmen Gerret in die Mitte. Ein ganzer Schwarm folgte noch hintennach: der Klos und die Lies, die Zuphie und die Anne-Kathreng.

Auf Kaiser Karls Bettstatt zu ging der Marsch, eine halbe Stunde weit. Der Huppert führte nicht immer gerade den besten Weg, den kenntlich getretenen Pfad zwischen den Mooren; rechts und links ab schweifte er, und sie patschten und quatschten. Aber lustig war das, selbst Gerret lachte; die fröhlichen Kinderstimmen verscheuchten das Grauen.

Ihre Maße waren bald voll. Da krochen sie auf den großen Stein, der, breit und massiv, mitten im Venn hingelagert, der Sage nach einst Karl dem Großen, als der sich auf der Saujagd im wilden Moor verirrt, zur Bettstatt gedient hatte. Nun hockten die Dorf Kinder darauf und baumelten mit den bloßen Beinen.

Sie schrien, als sie den Sonnenball wie ein ungeheures

Feuer im tiefen Violett des Venn verlodern und das Blau des Himmels und die weißen Wolkenschiffe von züngelnden Flammen verzehrt sahen, jenes uralte Lied in den Abend hinein, das gesungen wird, wenn man am ersten Fastensonntag die Strohuppe verbrennt:

„Strüh, Strüh —
Die Ahlt öss verbrannt,
Die Neu könnt ent Land!“

Alle rutschten vom Stein herunter, faßten sich an den Händen und tanzten einen mutwilligen Ringelreihen um den langsameren Gerret. Der Huppert packte ihn bei den Schultern und drehte ihn herum, so geschwind, so rasend rasch, daß ihm Sehen und Hören verging, daß er schwindelig wurde und, halb lachend, halb zeternd zu Boden taumelnd, die Augen schloß.

Als er wieder klar sehen konnte, waren die Kinder fort. Er rief nach ihnen — ein Kichern antwortete. Dann hörte er nichts mehr. Ihre Maße hatten sie mitgenommen; auch sein Maß. Und nun war es auf einmal Nacht.

Gerret fühlte seinen Atem stocken, aber er schrie noch, schrie: „Huppert! Klos! Karel! Ka—rel!“

Ein langes Hallen echote nach.

War da jemand?! Er rannte um den Stein herum — hu, da war das Grauen, das Venn selber! Und es sagte: „Still!“

Der Knabe wagte keinen Laut mehr. An die steinerne Bettstatt gedrückt, kauerte er sich nieder und riß die Augen weit auf.

Seine Gedanken jagten: wenn er jetzt fortliefe, rasch, rasch?! Ach, er konnte ja nicht! Eine Faust reckte sich aus dem Boden und hielt ihn fest. Wild pochte sein Herz gegen den harten Fels. Und wie kalt war der!

Gerret fror, daß ihm die Zähne klapperten. Seine nackten Füße waren ganz erstarrt und seine Hände auch.

Ob sie ihn nicht vermissen würden zu Haus? Ob sie ihn

nicht suchen würden, holen kommen würden, der Großvater oder die Mutter?

Ein Schluchzen würgte ihn, aber er traute sich nicht, laut herauszuweinen; nur seine Lippen zitterten.

Jetzt konnte er gar nichts mehr denken; alles war weg. Nur nicht das Venn, das Venn.

Unermeßlich war das, größer als die ganze Welt. Immer sah er's, auch wenn er die Augen schloß — nein, nicht zumachen, lieber sehen, sehen, was da geschieht!

Die Fledermäuse huschten auf, aus den Ritzen und Spalten der Bettstatt flatterten sie und streiften dem Knaben das Gesicht. Aber die schreckten ihn nicht — die waren ja lebendig — nur das Starre, das Tote, das vor ihm lag, entsetzte ihn. Es war tot und hatte doch eine Stimme — es war ein Gespenst.

„Gerret! Gerret!“

Er glaubte flüstern zu hören; durch die Nacht ging ein Raunen.

Jetzt hörte er's noch deutlicher: „Gerret! Gerret!“

Er machte sich so klein, als er nur konnte, zog die Beine ganz unter sich und quetschte den schlanken Körper in eine Rinne des Gesteins. Daß es ihn nur nicht fand — weh, o weh!

Weißer Nebel rückten heran und streckten die Hände nach ihm aus. In höchster Not irrten seine Augen empor. Am gleichmäßig dunklen Himmel, schwarz gefärbt wie ein Trauertuch, flinzelten Sterne. Und ihrer immer mehr kamen; in einer ungeahnten Pracht, in einer wunderbaren Fülle, in goldenem Reichtum lächelten sie nieder. Aber die tückischen Nebel nahmen auch diesen Trost. Sie reckten sich empor und rissen die Sterne herunter und vergruben sie in die schmutzigen Wasserlöcher des Moorlandes.

Die armen Sterne, konnten die auch nicht entfliehen?! Hier — da — dort blinkte ihrer noch einer auf, huschte hin und her, tauchte unter, tauchte wieder empor, wandte sich

nach rechts, nach links, vor, zurück, unruhig-zuckend, zitterig-züngelnd. Weh, das waren die Treulichter, die den Wanderer in den Sumpf locken! Die schickte das Venn nach ihm aus, die sollten ihn holen.

Gerret warf sich zu Boden und krampfte sich mit beiden Händen in die zähen Sträuchlein des Heidekrauts. Nein, nein, er ging nicht mit, er wollte nicht kommen!

Jetzt schrie ein Nachtfalke, nun ein Uhu. Der Knabe fühlte ein Wehen über sich von schweren Flügeln; lautlos senkten sie sich herab. Kein Entrinnen — schon fühlte er ihre Last — nur ein wenig noch, jetzt — jetzt schlugen sie über ihm zusammen.

„Hilf’!“

Die Angst des Todes öffnete Gerrets stumme Lippen, sein verzweifelter Hilfescrei gellte übers Venn.

Lennert Leis, der ausgezogen war, den Enkel zu suchen, als der mit den andern Kindern nicht heimgekommen war, hörte den Schrei von Kaiser Karls Bettstatt her schallen und im spottenden Echo des nächtlichen Venn widerhallen. War das Gerrets Stimme, oder war sie es nicht? So hatte der Junge noch nie geschrien. Der Großvater tappte noch einmal zum Stein zurück, sich mit der Stallaterne leuchtend, und suchte, wo er schon einmal gesucht hatte, und rief, wie er schon vorhin gerufen hatte.

Jetzt fand er den Knaben endlich, platt auf den Boden hingestreckt, ganz vergraben im Heidegestrüpp.

„Du Necksnotz, du Döppe, du Killefitz, du jrueß Kalleb, kannst net Antwort jöwen?!“ Großvater gab dem Jungen einen gehörigen „hinten vor“; er wollte es ihm wohl austreiben, alte Leute zu vexieren! Aber dann mußte er ihn sich doch auf den Rücken laden, denn Gerret war nicht imstande zu gehen. Seine Füße waren wie gelähmt. Er weinte nicht, er sagte kein Wort, aber aus seinen weit aufgerissenen, starren Augen sprach eine solche Angst, daß

er zu Hause die Prügel nicht bekam, die ihm eigentlich noch zgedacht waren. —

Nun ging Gerret nicht mehr Preiselbeeren suchen. Er war nicht gerade krank, aber auch nicht gesund und noch stiller als zuvor. Die Großmutter ließ sich's nicht nehmen: dem war was angetan! Da sie das zum Manne nicht sagen durfte, sagte sie es zur Tochter; und Drück lachte jetzt auch nicht darüber, wie sie vielleicht unten in der Stadt darüber gelacht haben würde, sondern sie machte ein ganz betroffenes Gesicht. Aber dann faßte sie eine ärgerliche Scham: so ein Schlappjeh, wie kam sie nur zu dem?!

Die Großmutter machte es sich zur Pflicht, alle Wochen mindestens einmal mit dem Gerret beten zu gehen, niederwärts nach der Richelsley, dem Riesenstein im Venn, wo — größer als ein Mensch — das wundertätige Muttergottesbild in bunten Gewändern im Felsspalt steht.

Es war ein weiter Weg dorthin, und sie hatten nicht einmal Schatten. Das Heidekraut war auch schon verblüht, dürr und braun raschelte es um ihre Füße, und die harten Farne färbten sich bereits gelb. Nur die Tannen um die Ley waren noch grün, aber so dunkelgrün, daß sie fast schwarz, wie in Trauer standen. Das Kind empfand nicht den heimlichen Zauber, der sich zwischen ihnen spann, zarter als die weißen Fäden, die der scheidende Sommer ihnen an die Nadeln hängte. Das Kind fürchtete sich vor diesen einsamen Bäumen, die nicht mit Blättern rauschten; vor diesen stummen Wächtern einer ungeheuren Einsamkeit.

Den ganzen Weg betete die Großmutter, leis murmelnd, an ihrem Rosenkranz, Kügelchen rollte auf Kügelchen; wenn sie mitunter, sich verpustend, stehenblieb, drängte sich Gerret dicht an ihren Rock. Und wenn sie ins nächtige Dunkel der Tannen eintraten, dann faßte er ihre Hand und ließ sich, stolpernd, mit widerstrebenden Füßen, voranziehen. Und wenn ihn dann die Großmutter neben sich

knien hieß auf das schmale Betbänkchen, das vor dem von frommen Händen mit Papierrosen umkränzten Felsspalt angebracht war, und wenn dann die Mutter Gottes auf ihn niederschaute mit ihren großen blauen Augen und das sternbesäte Gewand ihr schön auf die Füße fiel, so fand er doch kein Gebet. Die Heilige stand in einem starren Felsen, der sich wie eine schwarze Grabesgruft über ihr wölbte, und die Rosen, die in jedem Windhauch knisternd raschelten, dünkten ihn Totenblumen.

Regungslos kniete Gerret neben der emsig betenden Großmutter. Er hielt wohl auch die Hände, zum Gebet zusammengelegt, an die Lippen, aber keine Andacht kam in seine Seele, obgleich die Tannen rundum herrlicher dufteten als all die Altarkerzen droben zu Kalterherberg im Eifeler Dom. Verloren blickten seine Augen. Und wenn ihn dann die Großmutter am Ärmel zupfte oder ihn anstieß, zum Aufbruch mahnend, dann erschreckte er sich so, daß er lallte.

Die Bittgänge zur Richelsley nutzten nichts; nun würde auch die Mutter Gottes im Stein bald zugeweht werden von Schnee. So gaben sie das Beten auf; wenn's wieder lenzte, würde man auch wieder damit anfangen. Ein paar alte kluge Frauen sprachen von Echternach, drüben im Luxemburgischen, wo sie zu Pfingsten springen gegen allerlei Not, vorzüglich gegen die fallende Sucht bei Mensch und Vieh. Aber Drück eiferte dagegen: ihr Gerret war doch kein Epileptischer oder ein mit dem Veitstanz Behafteter! Die frommen Brüder zu Mariawald im Trappistenkloster, die das Gelübde ewigen Schweigens abgelegt haben, die würden gewiß ihren stummen Gerret am besten verstehen! Dahin wollte sie ihn denn auch bringen, wenn das Frühjahr kam. Deren Segen würde ihn auferwecken.

Und Gerret, der von der Wallfahrt nach Mariawald sprechen hörte, öffnete diesem Gedanken sein Herz. Er fühlte etwas wie Hoffnung aufsteigen in der dumpfen

Schwere seiner Tage. Wenn der Winter doch erst vorbei wäre! Dann zog er an der Mutter Seite gen Mariawald — er lispelte das Wort in seinen Träumen: „Mariawald, Mariawald“ — dahin konnte ihm das Venn nicht nach.

Aber vorerst gab's Schnee. Und der lastete auf dem Venndorf so schwer wie seit Jahren nicht. Man konnte nicht zueinander gelangen; nicht bis zum nächsten Hof. Inseln gleich schwammen die einsamen Gehöfte im uferlosen Schneemeer des Venn. Die Kinder konnten nicht zur Schule gehen. Da gewöhnte sich Gerret das Sprechen ganz ab. Es hatte auch niemand Muße, ihm die Worte herauszuziehen; die Großmutter hatte Gliederweh, lag im Bett mit doppelt und dreifach umwundenem Kopf, und Lennert Leis und seine Drück hatten genug zu tun, um bei dem harten Winter das alltägliche Leben zu beschaffen. Oft brüllte das Vieh vor Hunger; denn allnächtlich verschneite immer wieder das Pfädchen, das mit Mühe vom Haus zum Stall gebahnt worden war, und vor den Türen türmten sich Wälle.

Jetzt war auch die Hecke kein allmächtiger Schutz mehr; das Venn mit seinen Schrecken war hereingekommen, noch dichter zu den Menschen.

Und Gerret zitterte. Er wagte nicht laut aufzutreten: daß es ihn nur nicht hörte, daß es ihn nur nicht hörte! Er wagte nur noch zu schleichen, den Rücken gebückt, den Kopf zwischen die Schultern gezogen. Die Furcht verließ ihn einzig und allein, wenn er schlief; und wenn's nur ein Duseln war, in das er versank, so tat das doch auch schon gut. So schlief er mit offenen Augen, beim Gehen und Stehen, beim Essen und Trinken — schlief immer.

Als der Winter endlich vorbei war, wachte Gerret noch einmal auf. Die erste Lerche schwang sich vom tauenden Vennrain trillernd in die Höhe, und: „Mariawald, Mariawald,“ das war das Wort, das ihn weckte. Das war wie der Gruß des Lenzes, der die erstarrte Erde zum Leben ruft.

Nach Ostern, am „Weißen Sonntag“, hätte Gerret eigentlich wie seine Altersgenossen zur ersten heiligen Kommunion gehen sollen — das Alter dazu hatte er — aber der geistliche Herr stellte ihn noch um ein Jahr zurück. In einem Jahr war's vielleicht besser mit ihm geworden! Jetzt war er noch gar zu unverständig, zu wenig reif für die heilige Handlung, auf keine Frage wußte er zu antworten, saß immer als Letzter auf der letzten Bank und kaute an seinen Nägeln. —

„Mariawald, Mariawald!“ Sprach die Mutter hiervon, so röteten sich des Knaben Wangen. Großvater kaufte ihm zu Monschau einen staatsen Anzug aus Buckskin, dem besten Tuch, das daselbst fabriziert wird; und auch Drück legte ihr bestes Gewand — das Trauerkleid war's um ihren Mann selig, das sie sonst nur zum Hochamt trug — zur Wallfahrt an. Essen und Trinken nahmen sie mit, denn der Fußpfad längs der Roer ist einsam, und einkehren wollten sie nur bei der Möhn zu Wollseifen, wenn der Gerret etwa gar zu müde werden sollte vom vielstündigen Marsch.

Aber Gerret brauchte keine Rast. Er eilte, er lief, daß die Mutter kaum Schritt halten konnte; er sehnte sich so nach Mariawald. Da würden die frommen Mönche schon wissen, was ihn krank machte, besser, als es einstmals der Herr Doktor zu Monschau gewußt hatte!

Als sie im Kermeter wanderten, dem großen Forst, der Kloster Mariawald umschließt, versuchte er ein Pfeifen. So hell war ihm noch nie eins geglückt. Die Mutter horchte verwundert auf: war's möglich, ihr Gerret konnte so schön pfeifen?! In steigenden und fallenden Rhythmen schwebte eine heilige Weise empor zu den vielhundertjährigen, nun neu knospenden Buchenwipfeln. Da wollte auch sie nicht zurückbleiben, ließ das Rosenkranzbeten und erhob ihre Stimme zu dem Pilgerlied, das die Prozessionen singen.

Also singend und flötend erreichten sie rasch die Kloster-

pforte. Da waren noch andere Bittgänger, die draußen lagerten. Drück wollte anschellen, aber die andern unterwiesen sie: jetzt sei nicht die Stunde für Pilger, jetzt beteten die da drinnen in ihren Zellen in stiller Andacht. Um sieben Uhr abends erst wurde wieder aufgetan. Und Weibspersonen war überhaupt der Eintritt verboten, die dürften nur in der Kirche hinter dem Gitter des Vorraums knien.

Drück ergoß sich in Klagen: erst um sieben wurde wieder aufgemacht?! Jesus, da war's ja schon Abend, wie fand sie dann im Dunkel des Waldes zur nächsten Ortschaft zurück?! Aber was half's, sie mußte doch warten, ihrem Jungen zuliebe.

Ratlos irrte sie mit dem Knaben um die Klostermauer. Sie kamen auch an die Kirchenpforte. Die war offen, aber ein dichtes Gitter entzog das Innere neugierigen Blicken. Und so still war's, so totenstill, daß man den eigenen Atem, schreckhaft laut, hörte. Kein Mensch war zu sehen. Drück bekreuzte sich: hier war's wie ein Kirchhof. Auch der Wald rundum rührte sich nicht; er hatte noch keine Blätter und streckte die zartgrauen Äste und Ästchen der Wipfel wie Silberfiligran regungslos in den regungslosen Äther.

Gottlob, endlich was Lebendiges! Dort auf dem Acker, den man dem Wald abgewonnen hatte, dort hinter dem Pflug her, ging eine Gestalt in brauner Kutte, barhaupt und barfuß. Das war einer aus dem Kloster! Schnell ging Drück auf ihn zu, aber der Schweiger wandte noch schneller sein Haupt und zeigte sein Antlitz nicht.

Da hieß Drück ihren Gerret hinlaufen und dem heiligen Bruder die Hand küssen. Und der Knabe lief.

Nun hatte er ihn erreicht — nun war er dicht vor ihm — beugte die Knie, stammelte atemlos sein frommes: „Gelobt sei Jesus Christus!“ — blickte bebend und rot, heiß vor Erwartung, klopfenden Herzens, voll seliger Spannung dem Helfer, dem Retter, dem Erlöser entgegen — da — ein

stummer Gruß. Und jetzt — ach, jetzt ein Angesicht, das Gerret nur zu genau kannte.

Da war dieselbe unermeßliche Einsamkeit, die ihn immer anstarrte, alltäglich, stündlich. Dieselbe starre Öde. Dieselbe ewige Traurigkeit.

Zitternd fuhr Gerret zurück von dem Antlitz des Mönches — weh, auch hier war das Venn, das Venn! — — —

Die Wallfahrt nach Mariawald hatte nichts genutzt, ebensowenig wie die Bittgänge zur Richelsley. Der Junge war womöglich noch schlimmer heimgekommen. Und Drück hatte sich's doch nicht verdrießen lassen, bis zum sinkenden Abend zu warten, inbrünstig betend; und hatte dann den Knaben segnen lassen und eine Spende in die Büchse bei der Pforte gesteckt, eine Spende, fast über ihre Kraft. Kaum heimgebracht hatte sie den Gerret am anderen Tag. Führen hatte sie ihn müssen den ganzen Weg; er hatte die Füße gesetzt wie ein kleines Kind, das erst das Gehen lernen soll, oder wie ein ganz Alter, der das Gehen schon wieder verlernt hat.

Und so blieb es mit ihm. Er wurde nicht mehr munter. Als der Großvater an seiner Hecke schaffte, die jetzt in neuer Lebensfülle trieb und schoß, sah der Enkel stumm dabei zu. Und als der Großvater fertig war mit Schneiden und Binden und Ausholzen und Basteln, und als die Hecke über und über grünte, fein sorglich beschoren auf den Strich, setzte sich Gerret wieder in ihren kargen Schatten, wie einst im „Botzkleid“, und starrte mit blöden Augen aufs weite, weite Venn, das kein Ende hat, das sich streckt bis in die Ewigkeit.

Und sie, die da wohnt auf dem Venn, die mit den schweren, schwarzen Flügeln, nahm des Kindes Seele.

Und das Venn tat bald sein Maul auf und nahm auch des Kindes Leib.

Der Depp

Sie wohnten abseits. In der Behausung, die kein Haus war, aber auch keine Hütte, nicht einmal ein Stall, nur eine Höhle, lebten die zwei ganz für sich allein. Man war mit Wohnungen nicht verwöhnt in dem Dorf, das hinter die schwarze Ley sich duckt; aber so, wie Schlieff-Drück, die ihre Füße schleifte, als wären sie lahm, mit ihrem Bruder, dem Depp wohnte, hätte doch kein anderer Mensch hausen mögen.

Es war stets dunkel in dem Loch; nur ganz wenig Licht fiel durch das spinnenverwebte Fensterchen und durch die Spalten der Tür. Und man hatte doch draußen die Sonne, die wie ein riesiges goldenes Auge den blanken Rücken des Hochlands beschaut und selbst die Lay, die gleich einem dunklen Ungetüm am Rand des Plateaus kauert, freundlich erhellt.

Alle Finsternis hatte sich im Winkel der Geschwister verkrochen. Und sie selber waren wie finstere Schatten, ganz schwarz von starrendem Schmutz. Es mochte lange her sein, daß sie sich gewaschen hatten; vielleicht nicht ganz so lange, wie die behaupteten, die da sagten, seit die Marijesupfrau sie in den Waschnapf getunkt, sei ihnen kein Wasser mehr an den Leib gekommen, aber jedenfalls doch so lange nicht, daß ein Dunst von ihnen ausging wie von einem luftlosen Ziegenstall.

Sie hatten ihre eigene Sprache, von der kein anderer Mensch etwas verstand; die halben Worte ließen sie fort, es war ein Gestammel. Aber Schlieff-Drück war doch nicht ganz dumm; als sie geboren wurde, waren die Eltern noch nicht völlig verkommen gewesen. Beim Depp aber hatte

es schon zu nichts mehr gereicht, nicht zu dem Leib, und auch nicht mehr zu dem Geist.

Er war blöde, ein Simpel; darum hieß er der Depp. Mit vorgestreckten Knien, die platten Füße einwärts gesetzt, schob er langsam voran. Die Arme mit den haarigen Tatzeln bammelten überlang, die kleinen Augen verschwanden fast unter der niedrigen, von struppigem Haar überbuschten Stirn, die Backenknochen sprangen weit vor, der Kopf saß in Birnenform zwischen die Schultern geduckt.

Aber Kraft hatte er. Wenn man ein Fuder nicht von der Stelle brachte, der Karren sich so fest gefahren hatte, daß kein Fluchen, kein Schulterdagegenstemmen, kein Peitschen aufs Gespann ihn bewegen konnte, dann holte man sich den Depp herbei. Für einen Pfennig ließ er sich vorspannen — ein Ruck, der Karren schwankte — noch ein Ruck, und der Karren rollte schon. Versprach man ihm dann noch einen Schnaps, so zog er' 's Fuder mit bis nach Hause. Wenn man ihn lobte, grinste er; gab man ihm aber den versprochenen Schnaps nicht, so duckte er den Kopf noch tiefer zwischen die Schultern und trottete stillschweigend ab.

Schließ-Drück war hartnäckiger. Wenn die Herren und Damen unten aus Bad Bertrich zur schönen Aussicht der Lay heraufstiegen, fanden sie gewiß an jener Stelle, wo die Fahrstraße, die in breiten Kehren zum Plateau hinaufführt, sich mit dem schmalen Fußpfädchen schneidet, das steiler und schneller die Kraterkuppe erklimmt, jedesmal die Weibsperson sitzen. Mit Augen, deren Lider rot waren wie rohes Fleisch, und die im Sonnenlicht trieften, hockte sie im Weg. Und sie gaben, nur um den wimmernden Ton nicht zu hören, den die Bettlerin ausstieß. Das Wimmern nahm sonst kein Ende, das folgte nach bis auf die Höhe; und die Stille der Einsamkeit trug es weit, das Echo der schwarzen Wand vermehrte es noch. Auch der Hartherzige

gab dem Bettelweib — die Welt war hier so schön! — Schlieff-Drück sammelte Groschen.

Der Depp mußte oft lange warten, bis die Schwester heimkam, denn Schlieff-Drück setzte ihr Wimmern in Schnaps um. Sie trank, bis sie voll war, bis man sie hinaussetzte aus der Wirtshaustür; und dann schleifte sie ihre Füße einem Winkel zu, fiel hin, wo sie war, und schlieff ihren Rausch aus. Aber so lange sie auch ausblieb, der Depp aß derweilen nichts; er wartete wie ein Tier, das gewohnt ist, nur von einer Hand sein Futter zu nehmen. —

Einst mußte der Depp drei Tage warten. Er verkroch sich in seine Höhle, da krümmte er sich ganz zusammen vor Hunger; es lag noch Brot auf dem Schemel, es war auch noch Zichorienbrühe im Topf, aber er nahm nichts davon. Mit List mußten sie ihn aus der Höhle locken, ihm zu essen geben mit Gewalt, denn Schlieff-Drück konnte ihn nicht mehr füttern.

Die hatte wieder einmal tüchtig gewimmert gehabt, und als sie dann tüchtig getrunken hatte, hatte sie ihre Füße davongeschleift. Es brannten draußen die nächtlichen Lichter, die großen Sterne strahlten voll Glanz, sie hätte genugsam sehen können, um heimzufinden.

Am Weg, der unter der Lay an die Üß zur Mühle hinabführt, steht des Üß-Müllers Backofen. Ein großer Backofen, in dem für viel Platz ist. Rund ist er wie ein Bienenkorb und sauber getüncht; fast sieht er aus wie ein Heiligenhäuschen, darin man den geheiligten Leichnam verehrt. Wenn der Üß-Müller seine Brote gebacken hatte, schob die Müllerin jetzt zur Herbstzeit eine Hurde voll Äpfel- und Birnenschnitz nach; die waren über Nacht dann fertig gedörst, denn der Ofen, hatte man gehörig eingekachelt und stopfte nur noch weniges Reisig nach, hielt die Hitze bis zum nächsten Morgen.

Ob Schlieff-Drück gedacht haben mochte, hier beten zu gehen? Oder ob sie warm hatte liegen wollen wie in einem

Kämmerchen? Als die Müllerin anderen Tags kam, ihre Hutzeln zu holen, tat sie einen gellenden Schrei und fiel fast zur Erde vor Schrecken — da lag noch eine Hutzeln obenauf. Schließ-Drück war tot.

Was sollte man nun mit dem Depp beginnen? Ihn sich ganz allein zu überlassen, ging nicht an; er wußte ja nicht, was mit sich anfangen, nicht einmal essen tat er von selber, man mußte ihn zu allem antreiben. Sie entsetzten sich über ihn: nicht einmal bei der Leiche der Schwester zeigte er ein Gefühl. Er sah sie nur dumm an, bammelte mit den Armen, und drehte dann gleichgültig den Kopf weg. —

Man war im Dorf froh, als der Üß-Müller sich anbot, ihn als Knecht zu nehmen. Lohn würde er dem Depp freilich nicht zahlen, aber Essen und Kleidung sollte er bekommen und eine Schlafstelle im Stall. Der Üß-Müller fühlte sich ein wenig verpflichtet: in seinem Backofen war das Weib gebraten worden. Was sie hilflos zurückließ, dafür kam er nun auf. Und in der Mühle waren Säcke zu schleppen, viele schwere Säcke von zwei Zentner Gewicht, der Depp trug die wie nichts.

Darum ging der Üß-Müller am Tage nach der Beerdigung der Schwester hinauf, sich den Bruder zu holen. Der Depp wollte nicht mitgehn; in seine Höhle lief er zurück und duckte sich da in den Winkel. Der Müller lockte ihn mit freundlichen Worten und dann mit Brot. Es gelang ihm nicht.

Endlich nahm ein menschenfreundlicher Helfer eine lange Stange, stöckerte damit zur offenen Hüttentür hinein und machte: „KB, kß!“

Da fuhr der Depp aus seinem Winkel hervor und stürzte heraus an die freie Luft. Der Müller legte Hand auf ihn. Und weil er nicht von selber ging, sondern die Beine stemmte wie ein störrisches Kalb, nahmen sie ihn an einen ledernen Hosengurt. Und der Müller zog ihn so hinter sich her zu der Üß-Mühle.

Es war ein großes Hallo, als sie kamen. Die Müllerin hatte ein bißchen Angst vor dem stummen Depp, der mit langhängenden Armen stand und vor sich hinstarrte. Die Kinder lachten ihn aus, zupften ihn hier, zupften ihn da, aber als er nun die breiten Zähne im Maule fletschte, sie anfang zu haschen, mit ihnen spielen wollte, ergriff auch sie eine Angst, sie erhoben ein Geschrei und liefen davon.

Aber die Angst verloren sie bald. Der Depp tat ihnen ja nichts. Der hatte selber Angst; er zuckte scheu zusammen, sowie er die Buben nur von weitem hörte. Mit wildem Geschrei stürmten sie auf ihn los; sie hielten sich als Schild einen alten Faßboden vor und stachen auf das Ungetüm ein mit Bohnenstangen. Und er ließ sich umrennen, wand sich am Boden wie ein hilfloser Wurm, dem die jubelnden Sieger den Fuß auf den Nacken setzen. Die junge Brut stöberte ihn überall auf: im Stall, auf dem Heuboden, hinter dem Mahlkasten, im tiefsten Keller, zwischen den Kornsäcken, bei der Jauchgrube und im Schweinekoben; es war kein Winkel verborgen genug. Und der Jüngste des Müllers lernte das Reiten früh; er ritt jeden Feierabend den Depp: „Trab, Schimmel, trab! He, hott! Hü, Schimmel, hü!“

Der Depp war der einzige Knecht in der Mühle. Der Müller brauchte jetzt keinen zweiten mehr, der Simpel arbeitete tüchtig; nur das Denken mußte man für ihn besorgen. Und das tat am besten die Vefa; die verstand auch sein Sprechen, sein abgerissenes Herausstoßen von Silben ganz gut.

Die Vefa war des Müllers Älteste. Als der Depp in die Mühle gekommen war, ging sie noch in die Schule; jetzt trug sie den Rock schon lang und die Zöpfe am Hinterkopf um den Pfeil geschlungen, wie es die ledigen Jungfrauen tun. Sie war voll in der Brust und stark in den Hüften; aber sie war doch noch ein Kind, sie lief oft heimlich zu dem Depp in den Stall und brachte ihm nach Feierabend

ein Stück vom geräucherten Speck, oder den Kartoffelkuchen, den sie der Mutter aus der Pfanne gestohlen hatte.

Der Depp lag auf seiner Laubschütte. Es war finster im Stall, sie fand nicht gleich hin zu ihm; mit ausgestrecktem Arm mußte sie tasten, bis sie auf ihn stieß. Dann lachte sie, und er lachte auch. Ein Grunzen, das war sein Lachen. Im Dunkeln hörte sie seinem Schmatzen zu, blieb bei ihm stehen, bis das Schmatzen verstummte und ein Brummen laut wurde. Das war sein Dank.



Es war heute der erste Frühlingstag. Lange hatte es gewintert, und wenn einmal am Mittag die Sonne lenzwarm geschienen, die Anemonen, die Himmelsschlüssel hervorgelockt und das blaue Auge des Immergrün aufgeschlossen hatte, blies am Abend gewiß schon wieder kältender Wind und trieb Schneegewölk dunkel zusammen. Weiß lagen dann wieder die Flocken auf der Kuppe der schwarzen Lay; an der steilen Wand vermochten sie nicht zu haften, aber unten im runden Kessel, darin des Müllers Äcker lagen, weilten sie lange. Noch Anfang Mai hatte man nicht die Kartoffeln setzen können in bereifter Scholle.

Aber heute zogen die Vefa aus und der Knecht. Sie ging voran, der Depp karrte die Schubkarre hinter ihr drein mit den Saatkartoffeln. Sie waren es schon gewohnt, miteinander zu schaffen, Vefa kommandierte, Depp gehorchte aufs Wort.

Von der Mühle hatten sie erst Chaussee hinauf, dann lag der Acker weit oben rechts, abseits der Fahrstraße, grade unter der Wand der schwarzen Lay.

Die Vefa trug die Hacke geschultert, wie ein Kind, das damit Soldat spielt. Ihr junges Gesicht zeigte ein blühendes Rund, es war noch nicht sehr verbrannt; um es zu schützen, hatte sie ein schneeweißes Tuch um den Kopf gebunden,

das stand über der Stirn ein wenig vor wie ein Dächelchen und ließ seinen Zipfel hängen über den Nacken.

Aber der Morgenwind, der von der Höhe herabgehüpft kam, den zarten gefiederten Blättchen der Ebereschen, die die Chaussee säumten, schmeichelte, den goldenen Primeln, die am Wegrand äugten, in den Kelch pustete, lüftete neugierig den weißen Tuchzipfel. Kosend fingerte er über den Mädchennacken, der fest war und dabei doch weich — warm, jung, gesund. Er war ganz verliebt, er fingerte immer weiter; er wand der Vefa den Rock um die Lenden, man sah die Rundung des Leibes, die Form der kräftigen Beine. Immer erregter faßte er zu, er wurde ganz ungestüm; bis ans Knie schlug er ihr den Rock hinauf, alle Welt konnte das weiße Leinenbündel sehen, das sie als Strumpfband darum gebunden hatte.

Lachend blieb sie einen Augenblick stehen und zerrte sich herum mit diesem spielenden, zärtlichen und doch so stürmischen Frühlingswind.

Die Post aus Bad Bertrich holte sie ein. Der Postillion schrie Guten Morgen, und dann fuhr er langsam. Er hatte heut keine Passagiere im Wagen, nur die Postsachen, und er machte sich das nun zunutze. Er fuhr immer neben dem Mädchen her. „Esu früh schon? Wo geht ihr dann hin mit der Hack? Auf't Feld?“

Sie nickte. Und dann wurde sie brennend rot, sie fühlte den Blick des Mannes.

Er sah sie bewundernd an: „Ihr werd't alle Dag hübscher, Vefa. Un esu völlig!“

Sie lachte, aber ihr Lachen war ein wenig gezwungen. Der junge Postillion fuhr alle Tage an der Mühle vorbei — einen Schatz, der so aussähe, den möchte sie wohl einmal haben — später — jetzt war ja an so etwas noch gar nicht zu denken!

Und sie schüttelte die Verschämtheit ab und sagte unbefangen: „Jao, mir gänn eweil alle Kleider zu eng!“ Sie

tat einen tiefen Atemzug, das Kleid beklemmte sie, es straffte sich über der Brust. „On dat“ — an ihr bescheidenes Röckchen fassend, schüttelte sie es — „dat is mer aach esu eng um die Bein, ech kann kaum treten. Äwer mir sein der Könner zu vill, mer kann net gleich alles neu oanschaffen!“

„Ihr müßt Euch 'n Mann anschaffen. Wann ech Euer Mann sein tät, ech kauften Euch alles!“

„Für su ebbes sein ech noch vill zu jong“, sagte sie ernsthaft. Und dann zeigte sie in einem kindlichen Lachen ihre weißen Zähne: „Ech sein jao erscht siebenzehn!“

Da wurde er sehr verliebt. Sich vom Kutschbock herunterbeugend, sich so weit zu ihr hin biegend, daß er das Gleichgewicht fast verlor, raunte er hitzig: „Grad wenn mer so jung is, schmecken die Küß am besten! Mädchen, wann ech heut abendkommen, kriehn ech dann e Küßche?“

Sie sah ihn groß an — war der einmal frech! Aber dann wurde ihr Blick unsicher. Die Augen niederschlagend, stammelte sie ein hastiges „Adjes“ und sprang, den seitlichen Pfad, der von der Chaussee zum Acker führt, gar nicht erst abwartend, gleich die steile Rasenböschung hinan.

Er sah ihr ein wenig verdutzt nach, dann knallte er mit der Peitsche: „Kotzdonner noch ehs!“ Da war er abgeblitzt. Er war zu dreist gewesen; das vertrug sie noch nicht. Ein liebes Dingelchen! Sehnsüchtig sah er ihr nach. Da ging sie hin; ihr verwaschener Kattunrock schwenkte, so eilig hatte sie's. Jetzt machte sie einen Sprung; man sah ihre blauen Strümpfe.

Der junge Mann schmunzelte. Aber dann zog er auf einmal die Brauen hoch: hinter der Vefa her holperte die Karre, und hinter der Karre her trottete der Depp.

Pfui, wie der aussah! Akkurat wie der große Affe, über den er sich in seiner Militärzeit zu Köln im Zoologischen Garten so amüsiert hatte. Aber jetzt ärgerte er sich: daß so einer mit dem Mädchen allein sein durfte!

Nirgendwo war ein Haus; auch kein anderer hatte Äcker hier in der Nähe. Die Lay stieg vom Äckerchen so unmittelbar auf, daß, selbst wenn einer droben stand, er sich nicht trauen würde, herunterzugucken über die senkrechte Wand. Und hier, links der Chaussee, war die Üß in abgründiger Schlucht; und dann nichts als Wald, lauter Wald. Und die Chaussee selber war jetzt auch einsam; noch war's leer im Bad, die Fremden spazierten erst später; man war ganz unbeobachtet hier.

Der Postillion stieß einen kurzen Pfiff aus. Die Gäule spitzten die Ohren, aber er trieb sie noch nicht an, er hielt noch immer.

Wenn nun ein Landstreicher, irgendein Vagabund hier vorüberkäme? Der Blödsinnige war doch kein Schutz. Oder wenn der gar selber —?!

Ein plötzlicher Argwohn überfiel den Mann, es lief ihm kalt über den Rücken. Wie der Kerl ihn angesehen hatte, so von unten her geschielt mit seinen tückischen Augen, als er mit dem Mädchen geschäkert hatte! So ein Tier, so ein Vieh!

Jetzt waren die beiden am Acker angelangt, man sah sie deutlich. Die Vefa hob die Hand, und der Knecht zerrte die Säcke von der Karre. Sie stand dabei, auf ihre Hacke gelehnt. Sagte sie etwas? Der Postillion glaubte ihre Stimme zu hören. Nein; auch ein stärkerer Ruf würde nicht zu vernehmen sein, die Layenwand fing den Ton, der Wind säuselte, und die Üß rauschte laut.

Alles war still. So still, daß es dem Lauschen fast grausig war. Wenn die Vefa doch noch einmal nach ihm hinsehen möchte! Er wartete ungeduldig. Aber sie kehrte sich gar nicht an ihn.

Sie hatte sich jetzt an die Arbeit gemacht; man sah es, wie sie durch eine Furche stapfte. Das Vieh, das verdammte, war dicht hinter ihr! Jetzt bückte sie sich — der Affe

bückte sich auch — sie stießen zusammen, so nah waren sie sich.

Unwillig hob der Verliebte die Peitsche, er knallte seinen Pferden eins auf, daß sie die bergige Straße hinauftrabten, rascher denn sonst. Und dann hielt er sie doch wieder zurück. Ein steigendes Unbehagen bekroch ihn: heute abend noch, sowie er vom Dienst frei war, mußte er nach der Mühle gehn, er mußte dem Müller es sagen — wie konnte der seine Tochter so weit ab allein auf dem Acker lassen, allein mit dem Vieh? — — —

Über den Acker wandelte der Frühling. Sein Atem war lau und ganz voller Duft. Und aus der feuchten Erde, die eben noch kühl gewesen war vom nächtlichen Tau, sich jetzt aber schnell zu erwärmen begann unter dem Kuß des goldenen Gesichts, das sich höher und höher hob über den Kraterrand, stieg auch ein Wohlgeruch auf. Ein ungeheurer; er betäubte fast. Es roch nach treibender Luft, nach verlangendem Sprießen.

Mit unwiderstehlicher Kraft drängte etwas aus diesem Boden empor, der so lange brachgelegen hatte, stumpf, stumm, karg, kalt, verschlafen, vergraben im Winterschnee, und den es nun gelüstete aufzubrechen, all seine Poren gierig zu füllen mit Lebenssaft, sich satt zu trinken an Sonne und Tau, an Himmelsbläue, an jenem Mairegen, der befruchtet bis in den innersten Schoß. Zu nehmen, zu geben, grün zu werden und Ernte zu tragen.

Wie mit Stimmen redend, stieg es aus der Tiefe empor. Und von den Büschen, die bepuderte Blütenraupen schaukelten, jauchzte es. Und Blumen am Rain, die helle und dunkle Augen aufschlugen, jauchzten. Und Vögel jauchzten, die sich paaren wollten. Schmetterling, Käfer und Wurm hatten es eilig. Alles lebte, lief, kroch, flatterte, strebte, blühte, entfaltete sich, wollte die Sonne genießen.

Und wenn auch die Lust rasch zu Ende ist, die jetzt beginnt unterm Sonnenkuß, am Mittag voll erblüht, aber abends noch stirbt — es war doch mehr als ein Schmetterlingsgaukeln, als ein kurzer Blumentraum: es ist ein ganzes, ein ausgekostetes Lebensglück. — — —

Die Vefa atmete rascher. Es war ihr heiß geworden, sie lockerte sich den Knoten des Kopftuches unter dem Kinn. Verstohlen schaute sie nach der Chaussee hinüber: gottlob, jetzt war er weggefahren! Hielt nicht mehr da und guckte hierher. Hinter der Wand, um die die Straße sich wand, war er verschwunden.

Sie atmete auf; das Herz hatte ihr so geklopft. Jetzt war sie ruhig, und doch fühlte sie ein leises Bedauern. Sie wußte selber nicht warum. Aber das würde sie ihm zu wissen tun: wenn er wieder mit ihr sprechen wollte, durfte er nicht so dreist sein. Der Vater war darauf aus, daß sie sich anständig hielt; sie war eine Müllerstochter, nicht ein so ganzgewöhnliches Bauersmädchen. Und der Herr Pastor hatte erst neulich zur Mutter gesagt, sie sei die Tugendhafteste von der ganzen Jungfrauen-Kongregation. Das war ein schönes Lob! Sie errötete.

Manch eine in ihrem Alter hatte schon einen Schatz — siebzehn Jahr — o nein, das war für so etwas noch viel zu jung. Heiraten? Jesus Maria, nur ja nicht so früh, sprach die Mutter. Da kriegte man die vielen Kinder, hatte nichts als Last von früh bis spät, von spät bis früh; da hatte man gar kein Pläsier mehr.

Aber — „grad wenn mer so jung is, schmecken die Küß am besten,“ hatte er gesagt. Damit hatte er auch wohl recht! Sie stemmte die Hacke auf den Boden, stützte beide Hände darauf und sah geradeaus, ganz nachdenklich, mit einem starren Blick. Sie war heute träge.

Gähnend hob sie die Arme über den Kopf, daß die Hemdärmel zurückfielen bis über die Ellenbogen, und die laue

Luft sie bestrich. Es überschauerte sie: ha, das war angenehm! So stand sie lange.

Was hatte sie doch für eine Müdigkeit heut in den Knochen. Aber krank war sie nicht — o nein. Sie reckte sich in ihrer jungen Kraft. Und dann sah sie sich mit einem verwirrten Lächeln groß um: als sie hier gewesen waren letzten Herbst, sie und der Depp, war es hier ganz anders gewesen, nur Herbstzeitlosen hatten geblüht mit ihrer verblaßten Farbe — jetzt gab es so viele andere Blumen. Viel buntere. Jetzt war es viel schöner. Und doch war sie damals lustiger gewesen.

Sie warf die Hacke hin. Sich auf den Rain setzend, der am Acker entlang lief — ein saftstrotzendes Grasband mit einer Schar von Blumen — fing sie an, Veilchen zu rupfen, Primeln, Anemonen, Sonnenröschen, und sie dann gedankenlos in die Luft zu werfen. Sie mochte nicht arbeiten.

Der Depp hatte auch mit arbeiten aufgehört; er war gewohnt an ihr Kommandieren, nun sie ihn nicht antrieb, tat er auch nichts. Ein paar Schritte von ihr entfernt kauerte er sich nieder.

Sie träumte, mit halbgeschlossenen Augen ins Sonnenlicht blinzeln; ihr Gesicht wurde ernsthaft. Heute, als sie aufstand, hatte sie sich mit den Brüdern, die sie an den Zöpfen zogen, lustig herumgeknuft, jetzt verzog sie den Mund, als möchte sie am liebsten weinen. Es war zu frech von dem Peter, so was zu ihr zu sagen! „Wann ich heut abend kommen, kriehn ich dann e Küßche?“ — — er sollte sich nur unterstehn! Sie sprang hastig auf.

Der Depp hob den auf die Brust gesenkten Kopf; seine leeren Augen, die so stumpfsinnig blickten, blieben an ihr hängen. Es kam etwas von Aufmerksamkeit hinein. Erwartete er ihr „Vorán gemaach!“

Sie sagte nichts. Sie merkte es gar nicht, daß er sie ansah. Sie fühlte sich wie allein, und ihr Gesicht, das sich bedeckte mit einer heißen Röte, der Chaussee zukehrend,

auf der der Postillion doch nicht mehr zu sehen sein konnte, starrte sie und starrte.

Mit einem tiefen Atemholen, das einem Seufzer glich, ließ sie sich dann wieder zurückfallen auf den Rasen. Das weiße Tuch rutschte ihr in den Nacken, sie zog es nicht wieder herauf. Es war warm, so warm, fast unerträglich warm. Mit einem Ruck riß sie das Kleid am Halse voneinander, und ihre Brust hob und senkte sich so rasch, als wäre sie über Gebühr gelaufen. Sie warf sich hintenüber, verschränkte die Arme unterm Kopf und lag dann so unbeweglich, als ob sie schlief. Aber sie schlief nicht, sie hatte die Augen weit offen. Die Sonne schien ihr gerade ins Gesicht.

Wie mit Lippen, die sich festsaugen an einem geliebten Antlitz, hing der Sonnenkuß an der Erde. Das strahlende Gesicht über der Lavawand hob sich höher und höher. Da war kein verbergender Schatten mehr unten in dem Grund, der, zwischen vulkanische Erhebungen eingebettet, wie ein abgeschlossenes Rund, wie eine heimliche Welt, nur den einen Ausgang hat nach der Chaussee hin. Dieses Ackerland mit seinem Rasengürtel lag vor allen Winden geschützt; mit weichen Armen hielt es der Frühling umfassen. So grünte es nicht anderswo, so blühte es sonst nirgend. Ein Duft stieg auf wie bei der heiligen Opferung in der Kirche, Weihrauch konnte nicht stärker sein. All die kleinen Blumen, die weißen, die gelben, die blauen, die roten, öffneten sich rückhaltlos. Die suchenden Bienen konnten tief eintauchen, die Schmetterlinge sich sättigen und dann wie trunken davontaumeln, aller Süße voll.

Vefa zog die Brauen hoch, aufmerksam wurde ihr Blick: vor kurzem noch war es Winter gewesen, über Nacht fast war es anders geworden. War's Hexerei? Sie lächelte in sich hinein. Die Veilchen hatten schon lange niedergeduckt unter den Büschen gelauert, die Himmelsschlüssel hatten es nur noch nicht gewagt, ihre Stengel zu recken — es

brauchte nur ein einziger, so warmer Tag zu kommen und alles, alles war da!

Sie zog die Arme unterm Genick vor, sie sprang auf. Sie fühlte plötzlich eine große Glückseligkeit. Wie hatte sie nur verdrießlich sein können und böse über den dreisten Peter — er war doch ein lieber Mensch — überhaupt heute?!

In der dumpfen Erkenntnis, daß nicht alle Tage gleich diesem sind, daß selten einer so schön ist, und daß man ihn auch genießen muß, ihn sich zunutze machen, griff das Mädchen zur Hacke. Es fühlte auf einmal eine unruhige Arbeitslust. „Uf, stieh doch uf, faulen Depp!“

Der knurrte wie ein getretener Hund.

„Willste woll!“ Hätte Vefa eine Peitsche gehabt, heute hätte sie ihm einen Schlag gegeben. Was dauerte das denn so lange, bis er sich die Mütze gerade gerückt und die Hose unterm Ledergurt wieder mehr nach oben gezogen hatte. Sie stampfte mit dem Fuß: „Ech saon dir: maach!“

Sie sah nicht, wie tief er duckte. Heute war ihr Ton härter zu ihm, ohne daß sie es wußte. Heute hatte sie die ganze Unbarmherzigkeit der siebzehn Jahre, die nur an sich denkt. Sie sah an ihm vorbei; mit hochgeröteten Wangen griff sie zur Hacke, sie hackte die Erde viel tiefer auf, als es not tat, um die Saatkartoffel darein zu versenken. Und bald stellte sie doch wieder ihre hastige Arbeit ein, stand und guckte nach der Chaussee und dann nach der Sonne: jetzt ging's erst auf Mittag!

Der Knecht knurrte: der Müller würde nicht mit der Arbeit zufrieden sein. Wenn die Kartoffeln aufgingen, standen die Pflanzen ja nicht gerade in der Reihe; er würde die Prügel bekommen, die die Vefa verdiente. Der Depp berührte das Mädchen am Ellbogen, schüttelte den Kopf, wies auf den Acker und knurrte dann wieder.

Was wollte er? Heute verstand sie ihn nicht. Aber seine scheue Berührung hatte sie aufgeweckt.

Umflutet von einem Sonnenlicht, das sie blendete, umschmeichelt von einer Luft, die mit ihrer Lindigkeit ganz betörte, trunken von einer Luft, die keinen Grund hatte, und die sie doch ganz erfüllte, stieß sie aus voller Brust einen Jauchzer aus, daß die alte Kraterwand widerhallte.

*

*

*

Der Frühlingstag war zu Ende. Aber nun ward es Frühlingsnacht. Und die war warm und weich wie der Tag, vielleicht weicher noch. Eine Dämmerung, sanft wie Samt, deckte die Erde. Es schien kein Mond, der war noch zu jung; am Himmel waren auch Wolken, Wolken, aus denen es bald tröpfeln würde von jenen Tränen, nach denen die Erde noch viel glückseliger lacht. Aber Sterne waren doch aufgegangen; nun das große Licht des Himmels nicht da war, liehen sie der Nacht ein klein wenig Schein. Sie hatten nicht den hellen Flimmer des Winters, wenn die Kälte sie blank putzt in eisiger Finsternis, auch nicht den gesättigten Glanz des Sommers, wenn sie ruhig prangen über der reifenden Erde, heute blinzelten sie wie verschleierte Augen.

Durch das linde, verbergende Dämmerdunkel tappten zwei: der Postillion und die junge Vefa. Nun war es ihm doch gelungen, er hatte sie von der Mührentür fortgelockt.

Da hatte sie gestanden, die nackten Arme in die Schürze gewickelt, hatte sich durchschauern lassen von einem Schauer, den sie schon gefühlt hatte den ganzen Tag und der jetzt am Abend noch stärker geworden war. Sie hatte am Nachmittag der Mutter beim Waschen helfen müssen — der Vater war mit dem Depp auf den Acker gegangen — es war ihr heiß geworden im Dampf der Waschbütte, obgleich sie nur im Mieder dastand und im Hemd, dessen Ärmel sie sich aufgekrempt hatte bis zur Schulter hinauf. Die glatten Haare an der Stirn hatten sich zu Ringeln gelockt, unter dem festen Knoten der Zöpfe, die der Pfeil hielt, stahl

sich auch etwas Unbändiges vor und wehte ihr kitzelnd im Nacken.

Sie hatte Luft schöpfen müssen am Feierabend. Die anderen saßen noch drinnen beim Essen, aber eine Ungeduld hatte sie an die Tür getrieben. Ein Duft von Kartoffeln, mit Speck gebraten, zog bis zu ihr hin, es gelüstete sie heute nicht danach.

Die Fledermäuse wischten über den Hof, strichen hin zur Einfahrt und wieder zurück bis zu ihr an die Haustür, flatterten unters Gebälk des Schuppens, suchten da Unterschlupf zwischen Ackerwagen, Fässern, Gerätschaften und allerlei Gerümpel, kamen dann doch wieder hervor, kreuzten den Hof im lautlosen Flug und fanden den sichersten Versteck im finsternen Winkel der Mauer, wo der Stall steht und davor der alte Mühlstein liegt, von Buschwerk gedeckt.

Sie sah ihnen zu mit unruhigen Augen, bis es so dunkel war, daß sie den Weg draußen, der heller durch den schwarzen Torbogen der Hofeinfahrt hereinschimmerte, nicht mehr zu erkennen vermochte. Sie strengte die Augen an bis zum Tränen: nein, es kam niemand mehr!

Mit einem Aufseufzen wickelte sie ihre nackten Arme fester ein. Drinnen im Haus war es still, nun würde auch sie bald zu Bett gehen, morgen mußte sie ganz früh schon wieder heraus. Sie gähnte aus Herzensgrund: ach, war sie müde! Aber sie ging doch nicht. Die Müdigkeit der Jugend, die gerne schläft, zog sie ins Haus; das Drängen der Jugend, das unbewußt verlangend sie erregte, hielt sie auf der Schwelle zurück.

Tiefatmend stand sie wartend in verheißender Frühlingsnacht, bis ihr lauschendes Ohr doch noch einen Schritt aufging, den Schritt, der draußen auf der Straße rasch näher kam, auf die Mühle zu. — — —

Er kam noch so spät?! Sie hatte sich, weil es sich doch so schickte, ein wenig verwundert gezeigt. Aber sie war

eigentlich gar nicht verwundert, sie hatte es ja gewußt, daß er noch kommen würde.

Und es hatte gar nicht so vielen Redens bedurft, daß der Peter sie wegbekam von der Haustür, in die jeden Augenblick einer treten konnte. Sie waren alle noch wach, man vernahm drinnen Geklapper, die Brüder lachten.

Sie hatte sich nicht losgerissen von ihm wie am Morgen mit einem hastig-scheuen „Adjes“. Sie sagte auch nicht: „Seid doch net esu frech“, als er den Arm um sie schlang, sie mit sich zwang, vom Hause weg. Heute morgen, als sie auszog mit dem Depp, da war es noch so gewesen — jetzt war es so. Und sie legte die Arme um den Hals des Mannes aus freiem Antrieb, und ihr Mund wick den bärtigen Lippen nicht aus, die sich fest auf ihn drückten. —

Sie tappten über den dunklen Hof, sie suchten ein Plätzchen. Wenn der Vater nun noch einmal vors Hoftor trat, oder die Mutter herauskam, nach der Tochter zu rufen?! Ängstlich drückte sich die Vefa an ihren Schatz.

Sie kamen an die Stallwand, sie stießen ans Buschwerk; der verwitterte Mühlstein bot sich ihnen als Bank dar. Da umhalsten sie sich, von Frühlingsdurst ganz überkommen. Sie vergaßen der Vorsicht, sie schäkerten lachend halblaut, sie wurden dreister und dreister. Das Geräusch ihrer Küsse wurde laut in der Nacht — ihr verliebtes Ringen. Da fuhr ein dunkles Etwas zur Stalltür heraus.

Entsetzt riß das Mädchen sich aus der Umarmung, der Liebste wurde gepackt, jetzt lag er am Boden. Ein dunkler Körper lag schwer über ihm. Halb erwürgt ächzte der Überfallene.

Und ein Knurren übertönte das Ächzen, das war entsetzenerregend-grimmig. So knurrt nicht der Hofhund, so knurrt ein wildes Tier, beißt in die Kleider, reißt sie in Fetzen, hängt an der Kehle und schlägt die Zähne dort ein. — — —

Gellendes Angstgekreisch kam vom Stalle her; die Vefa schrie wie von Sinnen. Sie hatte das wütende Tier ins Genick gepackt, sie versuchte es wegzureißen. Aber vergebens strengte sie alle ihre Kräfte an, vergebens befahl, flehte, jammerte sie — heute gehorchte der Depp nicht ihrer Stimme.

Sie stürzten aus dem Hause mit der Laterne herbei, sie kamen gerade noch zurecht. Aber auch des Müllers stärkere Faust vermochte nichts; erst die Peitsche, die einer ihm zulangte, und die sausend wieder und immer wieder auf den Buckel des Angreifers niederfuhr, trieb den von seinem Opfer zurück. Sie prügelten den Depp fast zu Tode.

Dem Peter war weiter nichts Schlimmes geschehen — schon fluchte er kräftig — aber die Vefa kannte sich nicht vor Erzürnthheit. Das, das tat ihr der Depp an?! Sie fuhr auf ihn los, der, beschmutzt, zerfetzt, aus Nase und Mund in Strömen blutend, mit lang baumelnden Armen, unter der finsternen Stirn den Blick stier zu Boden geheftet, im Schein der Laterne stumm dastand.

Und sie schrie, sie kreischte, ihre Stimme überschlug sich vor Empörung:: „Nie, nie haon ech dir ebbes Üwles gedahn, ech sein alleweil gud zu dir gewest, äwer dau“ — sie ballte die Fäuste. „Oh, dau miserabligen, niederträch-tigen Depp! Esu dankste't mir?!“ Sie spie aus vor ihm.

Und dann kehrte sie sich ab von ihm und weinte heftig vor Schrecken und Zorn.

Da warf sich der Simpel auf den Boden hin, mit dem Gesicht zur Erde, und stieß ein so wildes Gebrüll aus, daß im Stall das Pferd mit den Hufen schlug, an der Kette riß, und die Kühe verängstigt muhten. Daß der Hund ein jammerndes Heulen anhub, der Hahn jäh krächte, und die Hühner aufgackerten. Daß irgendwo weit am dunklen Hang ein Echo erwachte, die Schmerzenslaute nachhallte, langgezogen, und mit dumpfer Stimme sich mischte ins Klage-

rufen erschreckter Käuzchen, ins Angstgestöhn plötzlich erweckter Winde.

„Willste gleich still sein!“ Sie stießen ihn. Aber wenn er auch schwieg, auf die Füße brachten sie ihn nicht trotz aller Gewalt. Da ließen sie ihn denn liegen.

Und der Peter gab ihm noch einen letzten Tritt.

*

*

*

Der Depp konnte nicht länger beim Üß-Müller bleiben. Es ging nicht gut an, so ein Vieh im Haus zu behalten, das harmlose Leute anfiel, die ihm nichts getan hatten. Schade war's freilich um die starken Knochen — es war ein Verlust — aber es ging auch wegen der Vefa nicht, es war zu unheimlich.

Es fand sich jedoch gleich ein anderer, der den Depp zu sich nahm. Das war ein Bauer, ein Stück weiter ab, oben auf erbärmlichem Acker. Und der zahlte dem Üß-Müller sogar noch zehn Taler bar zu, so geizig er sonst war, denn er sparte ja nun einen Ochsen im Pflug. Und eine Tochter hatte er auch nicht.

Der Jan und der Jup

Wenn der Jan mit seiner Flinte übers Venn pirschte, duckte sich alles, was Odem hatte. Es war, als ob's die Hirsche wüßten, die stolzen Kronenhirsche und Sechzehnder, die da oben hausen, daß nun ihr Herr und Meister gekommen sei. Tiefer zogen sie zu Holze, in die dicht verwachsenen, nachtschwarzen Tannenschonungen. Da steckten sie mit den Muttertieren und den Kälbern. Aber der Jan spürte ihr Bett auf. Die zornigen Tannenäste rissen ihm den Kittel in Fetzen, die Hosen auch; mit ihren spitzen Nadeln zerkratzten sie ihm das Gesicht. Er kehrte sich nicht daran. Die schnellen Augen in dem verwegenen Antlitz blitzten, beständig fuhren sie umher, ihnen entging nichts. Und im Herzen brannte dem Jan die Leidenschaft und lohte hellauf, sowie sich nur hier, da, dort etwas rührte.

Der Jan war der sicherste Schütze im ganzen Bezirk, das wußten alle. Und daß er nicht jagen durfte und doch jagte, das wußten auch alle. Aber sie verrieten ihn nicht. Fürchteten sie ihn? Es war immerhin gut, mit ihm Freundschaft zu halten.

Eine Frau hatte Jan nicht gekriegt. Wo er nächtigte — wenn's hoch kam in halbverfallenen Jagdhütten, in denen dürre Blätter und Strauchwerk das Lager hergaben — da konnte die nicht schlafen. Er hatte wohl eine Wohnung im Dorfe, aber wenn es nur irgend anging, trieb er sich draußen umher, so wie er's gewohnt war von Kind an, als er noch Schafe hüten ging hoch oben auf öder Vennheide.

Die Herren aus der Aachener Gegend und die von Verriers, die von den Gemeinden die Jagden oben im Venn pachteten, hatten ihren Ärger. Den braven Bock, dem Karl Böllinger aus Düren schon so lange nachstieg mit Eifer und Geduld, mußte ihm der Jan vor der Nase weggeschossen haben, und den Keiler, der ganz in der Nähe von Monsieur Duvinages Jagdkanzel wetzte, hatte er auch abgefangen.

Es war zum Verzweifeln, man glaubte es genau zu wissen und konnte dem Kerl doch nichts beweisen. Man hörte es knallen im Venn — holla, das war er wieder, der Jan! — aber Hütেকinder und Leute, die nach Torf fuhren, versicherten, vor einer Viertelstunde den Jan im Dorf an seiner Haustür gesehen zu haben; da saß er auf der Schwelle, schlaftrunken, im bloßen Hemd, und flickte seine Schuhe mit Bindfaden. Als ob er sich verdoppeln könnte, der infame Halunke!

Da kam Herrn Böllinger, dem Teppichfabrikanten, ein guter Gedanke. Wenn er nun den Bock zum Gärtner machen würde? Karl Böllinger hatte Humor. Man mußte den Wilddieb, der einen bestahl, als Jagdhüter anstellen, ihn gewissermaßen so festlegen mit Amt und Würden.

Er ließ sich den Jan ins Wirtshaus rufen. Der kam sofort. Wollte der Herr Böllinger vielleicht geführt sein? Er kannte die Stelle unten an der Roer, wo der Rehbock immer austrat, so wie es anfang zu dämmern, und wenn nachher der Mond hell schien in der Nacht, so konnte der Herr die Hirsche spielen sehen auf dem Venn zwischen Clefay und Pannensterz; sie jagten sich übers weite Moor.

Die Augen funkelten dem Jan.

Der Fabrikant ließ ein paar Schoppen bringen und vorab einen Schnaps, und noch einen zweiten für hintennach. Er bat Jan, bei ihm am Tisch Platz zu nehmen. Auch er war ein leidenschaftlicher Jäger. Es wurde gemütlich. Lachend schlug Herr Böllinger dem andern auf die Schulter: „No, Jan, wenn Ihr zukuckt, werden sie da wohl nit mehr lang

so ungeniert spielen!“ Und der Jan blinzelte schlau: „Mir kann keine Mensch wat beweisen, sonst —“ ein heimliches Lachen stieß ihn — „säß ich als lang im Kaschöttchen!“

Sie wurden handelseinig. Böllinger hatte fast Besorgnis gehabt, der Kerl werde nicht annehmen, vielleicht reizte den das Verbotene doch mehr als das Gebotene, aber Jan gestand ganz offen ein, daß Wildern ein elendes Brot sei; denn wenn man unten etwas verkaufen wollte, so mußte es erst durch viele Hände gehen, und machte man seinen Preis, so drohten die Händler mit Anzeigen und drückten und feilschten daran herunter. Aber so! Sein verfinstertes Gesicht leuchtete auf. Er konnte nach wie vor durchs Revier streifen, die Flinte in der Hand, und der Herr wollte ihn dafür noch bezahlen?! Ungläubig starrte er Herrn Böllinger an.

Der reiche Mann nickte: gut bezahlen! Er lachte behaglich; der Kerl machte ihm Spaß. Neunhundert Mark im Jahre sollte er kriegen und dazu noch bestimmtes Schußgeld.

Über des Jan verwegenes Gesicht zuckte allerlei: Freude, Unglauben, Hoffnung und Mißtrauen, Gier, Argwohn, Zweifel, Genugtuung — die widerstreitendsten Empfindungen; aber etwas wie Rührung war auch dabei. Und die Rührung gewann zuletzt die Oberhand: so etwas war ihm noch nie geboten worden in seinem Leben. Jagen, abschießen, was der Herr nicht selber abschießen konnte — jagen und dafür noch so bezahlt werden?!

„Aber Ihr müßt mir nu auch jut aufpassen,“ sagte der Fabrikant. „Ihr kennt ja alle Schlich und Pfiff am besten. Ihr seid nu verantwortlich. In meinem Revier kommt keine Wilddieb mehr vor — verstanden?“ Er sah seinen Jagdhüter fest an.

Des Jan Augen blickten einen Moment unsicher, eine Verlegenheit dämmerte in ihnen, er stieß einen Pfiff aus. Aber dann legte er seine Hand mit ausgespreizten Fingern

fest auf den Tisch: „Auf Ehrenwort. Ihr sollt nix zoklagen han, Herr Böllinger. Dat sag ich — ich, de Jan!“ . . .

Hoherhobenen Hauptes war der Jan aus dem Wirtshaus getreten; ein ungeheurer Stolz schwellte seine Seele, und dabei beugte sie sich doch in einer ihr gänzlich ungewohnten Zerknirschung. Wie ein anderer kam Jan sich vor. Was für eine Ehre war ihm widerfahren! Eine Ehre, die seinem verachteten Leben so seltsam anstand, wie einem rädigen Köter ein Kranz von Rosen.

In seiner dunklen, kalten, verwahrlosten Kammer angekommen, riß er den alten Filzdeckel vom Kopf und schleuderte ihn mit einem Jubelschrei in den Winkel. Wie ein Verrückter rannte er eine Weile umher. In ihm tobte es: Jagdhüter — die schöne, große Jagd, die sollte er, er hüten, wie ein Förster dort sein?! Er faßte sich an den Kopf, und dann befühlte er sich: ja, er war's noch! Ausziehen durfte er nun alle Morgen, wenn die Nebel noch standen, wenn unten im Bachtal alles noch wogte wie ein graues Meer. Hinansteigen würde er zum Vennrücken durch betautes Kraut; kaum sehen konnte man vor Dampf und Dunst; aber er brauchte ja auch nicht zu sehen, er kannte jeden Tritt, blind fand er sich durch die Tannen. Und dann war er oben in seinem Revier, das so groß war wie die Welt, so weit reichte wie der Himmel reicht. Und dann ging die Sonne auf, durchbrach siegend das Nebelgewoge, wärmte ihm seinen Buckel so schön. Das war dann ein Spaß, hier zu laufen.

Noch wechselte Wild. Da zog eine Ricke vertraut und äste ruhig auf dem bißchen Gras, das zwischen dem Heidekraut und den Rinnsalen grünt; sie trollte erst davon, als ihre Lichter den begehrlischen Blick des Menschen eräugten. Sie wußte, sie hatte noch Schonzeit. Aber bald — hei! Und dann die Hirsche! Wenn die erst schrien! Dann saß man in der Mondscheinnacht hoch oben auf der Kanzel am Tannenstamm, man kauerte hinterm Weidengeflecht des

grünümsteckten Korbes, man sah ihn kommen, den stolzen Geweihten. Dreist trat er auf den Plan, scharrte mit den Schalen, warf ungeduldig Moos und Erde auf, schwellte den Hals, forderte ungestüm einen Gegner. Ha, die Flinte wird lebendig in des Jägers Hand, sie richtet sich ganz wie von selber! Herr Böllinger hat einen Gichtanfall, der kann jetzt nicht kommen. — — „Lieber Jan, schieße du; der Hirsch, der muß weg!“ — paff, da liegt er auch schon. Und man braucht gar nicht bange zu sein, ihn scheu zu verstecken, bis die Nacht dunkel ist. Jetzt schlägt man Alarm im Dorf, man läßt ihn stolz holen mit der Karre. Und der Herr Böllinger schreibt einen Brief: „Das hast du jut gemacht, meine Sohn. Zehn Mark sollste kriegen. Meine Frau is so froh mit dem Ziemer —“ und dann — und dann —!

Jan warf sich auf seine zerwühlte Bettstatt hin und vergrub den Kopf in das Kissen. Es schwindelte ihm. Heiß machte die Freude, und doch — was würde der Jup wohl dazu sagen? Der Jup unten im Kreisstädtchen. Ob's dem auch recht war so?

Der Schweiß brach Jan aus, ihm wurde zu heiß. Pah, was ging ihn der Jup denn an, dem war er nichts schuldig! Hatten sie nicht immer redlich Halbpart gemacht, ganz gleich, ob der oder der geschossen hatte? Und hatte der Jup noch besondere Mühe gehabt, das Wild zu verschärfen, so hatte er auch jedesmal mehr als die Hälfte gekriegt. Nein, der mußte sich nun darein finden, zufrieden sein, wie es eben war! Mit beiden Händen fuhr Jan aus dem Bett, er stellte sich aufrecht: die Jagd des Herrn Böllinger war gut bei ihm aufgehoben — die Ehre — und das Zutrauen, das der Herr ihm geschenkt hatte! Ja, der Jup mußte es einsehen, es ging nun nicht mehr so wie bisher.

Es war schon spät am Abend, sehr spät, als Jan unten im Gäßchen an des Jup Haustür klopfte. Der war Flickschuster. Das Weib wollte sich eben zu Bette legen, jetzt

öffnete sie. Jan drückte sich herein, aber er blieb bei der Tür stehen.

„Is Eure Mann zo Huhs?“

„Minge Mann is net do.“

„Wohin is hän dann?“

Die Frau zögerte einen Augenblick; dann lachte sie: warum sollte sie dem Jan nicht die Wahrheit sagen?!

„Er is hin nach'm Märtessteg. Fischen.“ Ihre einstmalen schönen Augen hingen sich an den Jan: „Ihr wart jao so lang net hei. Warum dann net? De Jup war als janz falsch.“ Sie legte Jan die Hand auf den Arm und blinzelte ihn von unten her vertraulich an. „Äwer ich sagt: de Jan is deine Freund, ihr zwei hört zosammen, ihr klebt wie mit Pech. Ihr zwei dürft net uneins sein — han ich net räch?“ Sie gab ihm einen vertraulichen Puff.

„Hm.“ Er kam nun weiter in die Stube herein und setzte sich schwer auf den Schemel am Tisch. Da lag allerlei Schusterhandwerkszeug; er nahm einen Pfriem und bohrte gedankenlos Löchelchen in ein Stück Leder.

Das Weib betrachtete ihn ganz verwundert, noch immer sagte der Jan nichts. Sollte sie etwas bestellen?

„Nä.“

Was hatte er denn, warum war er so stumm? Vor ihr brauchte er doch nicht geheim zu tun, sie wußte doch alles, und wenn sie nicht wäre, so würden sie nicht einmal halb so gut ihr Wild los. Gerade gestern hatte die Händlerin ihr gesagt, daß die Wirtin vom ‚Lamm‘ einen Braten brauchte, zum Sonntag.

„Maacht, maacht, dat mir Jeld in et Huhs kriehn,“ drängte das Weib. Es hatte so hungrige Augen.

Jan holte tief Atem. Vor der Tring hatte er eine höllische Angst. Es wäre ihm doch lieber gewesen, der Jup wäre zu Hause. Der würde es ja einsehen! Er stand auf: „Ich will bei'm Jup jehen. In der Perlenau, sagt Ihr, beim Märtessteg? Ich find hän.“

„Nä, nä!“ Das Weib hing sich an ihn. „De Jup hat sein Jewehr bei sich — un mer sieht nit jut bei dem Nebel. Nä, nä!“ Sie hielt ihn fest. „Sagt et mir, wo wollt Ihr hän dann treffen — morjen? Übermorjen? Et is höchste Zeit, dat mir Jeld in et Huhs kriehn!“

Verlegen drehte Jan seinen Filz in den Händen; er hatte ihn abgenommen und war sich über die heiße Stirn gefahren. Was half's, er mußte es ihr nun doch wohl sagen, sie setzte ihm zu arg zu! So sagte er ihr denn mit einer Stimme, die anfänglich schwankte, erst nach und nach fester wurde, daß das nun nicht mehr so anginge, wie bisher. Er war nun angestellt, wie ein Förster, beim Herrn Böllinger aus Düren. Es war ihm selber so überraschend gekommen, daß er zugegriffen hatte, er wußte selber nicht wie. Und nun war er verpflichtet. „Ich han ihm et Wort jegeben. Wen ich antreff auf seiner Jagd, de halt ich fest, de muß in't Kaschöttchen!“

Das Weib schlug eine Lache auf. Der Jan und Förster?! Das war, um sich totzulachen. Was würde der Jup einen Spaß davon haben!

„Da is nühst zo lachen,“ schrie der Jan grob. „Hört auf mit Eurem dreckige Laachen!“ Jan war wütend. „Et is meine Ernst. Wahrhaftijens Jott, ich maach nit mehr mit mit'm Jup!“

„No, dann jeht hän allein,“ sagte sie und zuckte die Achseln.

„Ich rat ihm jut, sich net meh auf dem Herr Böllinger seiner Jagd sehen zo laußen — dat is mein Revier!“

„Oho!“

Der Jan hatte schon gewußt, warum er vor der Trina eine Furcht hatte. Sie hatte eine Zunge wie ein geschliffenes Schwert. Er bekam was zu hören: Lump, Halunk, Betrüger, Schuft! Hatten sie sich nicht, als sie sich zusammen-taten, geschworen, einer den andern nicht im Stich zu lassen? Miteinander zu gehen durch dick und dünn? Spion,

Verräter, meineidige Kerl, Judas! Das waren noch die gelindesten Worte. Tring schrie so laut, daß die Kinder, die in allen Winkeln herumschliessen, greinend auffuhren und laut kreischten vor Schreck.

Wie begossen schlich Jan fort. Ihr Schimpfen gellte ihm noch lang in den Ohren. O, was für eine war das, die hatte ein Maulwerk! „Brr!“ Aber wie er sich's dann recht bedachte, sagte er sich: hatte sie denn so arg unrecht, die Trina? Wenn er ehrlich war, mußte er sich's gestehn: er war nun fein heraus — aber der Jup und die Seinen?! Er kratzte sich hinter den Ohren. Die Flickschusterei brachte nicht viel, und acht Kinder haben acht Mäuler, die schnappen alle nach Brot, und die Trina war immer elend, die konnte auch nicht viel mehr schaffen!

„Hm, hm!“ In schweren Gedanken trottete Jan dahin. Plötzlich kam's ihm wie eine Erleuchtung: wenn er nun dem Jup von dem was abgäbe, was er kriegte? Neunhundert Mark hatte Herr Böllinger ihm zugesagt, und dazu kam noch Schußgeld. Würde der Jup dann das Schießen aufgeben? Sicher würde er's tun.

* *
*
*

Herr Böllinger war zur Jagd auf Hirsche gekommen. Jan glaubte alle Tage, er sei im Himmelreich. Die verfallene Jagdhütte oben zwischen den moosbehängten, ewig seufzenden Tannen hatte er wieder in Stand gesetzt, das Dach mit Rasenvierecken, die er aus dem Sumpfboden austach, neu gedeckt, das Bänkchen darin festgenagelt und darauf die Lagerstatt aus dürrem Laub und Heidekraut neu gerichtet. Die Wände hatte er mit frischgebrochenen Tannenzweigen gründuftend geschmückt, den erdigen Boden mit Nadeln trocken gestreut.

Wie einen König empfangt der Jan seinen Jagdherrn. Be-

quem konnte sich Herr Böllinger auf die raschelnde Streu strecken, Jan deckte ihn sorgsam mit Decken zu, und dann kauerte er sich selber auf seine Hacken; er saß darauf wie auf einem Stuhl.

Draußen ging auf schlüpfenden Sohlen der Vennwind um die Hütte und pochte bald hier, bald da an. Ein Brausen war in der Venn-Nacht, ein dumpfer, geheimnisvoller Ruf mitten in majestätischer Stille. Der Sturm erhob seine Stimme und orgelte dazu, er spielte gewaltige Melodien, und fern gab Antwort ein Stolzgeweihter.

Sie erzählten einander Jagdgeschichten; sie schnitten auf, daß die Lügen faustdick wurden. Für den Jan waren sie ein Evangelium. Sein Herz lief über vor Seligkeit: einen Kronenzehner hatten sie zu Schuß bekommen und den Vierzehnder, den kapitalsten Hirsch im ganzen Revier!

Herr Böllinger lächelte: eine geniale Idee, sich den Halunken einzuzahmen — ein prachtvoller Kerl! So gut war er noch kein Jahr zu Schuß gekommen. Zu Weihnachten ließ er dem Jan eine Joppe machen mit grünen Aufschlägen und Hirschhornknöpfen. Einen Lodenhut kriegte er auch mit Spielhahnfeder; es machte dem reichen Mann Spaß, an dem armen Teufel herumzuputzen. Der Jan ging nun stolz; jetzt war er auch außen ganz wie ein Förster, er sprach nur: „Mein Revier“, und renommierte im Wirtshaus.

Von Wilddieberei merkte man gar nichts mehr; kein verbotenes Knallen ward mehr gehört. Die Bauern tuschelten: jetzt sah man's ja recht, der Jan war es doch gewesen!

Da fiel wieder ein Schuß. Er fiel, als Jan, wie immer, sein Revier abwanderte. Unten aus dem Hilltal kam er herauf, kurz und scharf, und das mehrfache Echo kollerte nach. Jan stand still auf der Heide wie vom Donner gerührt; er spitzte die Ohren, er witterte in die Ferne wie ein spürender Hund, und dann setzte er sich jählings in Lauf. Da unten, da unten im Hilltal, da hatte einer geschossen! Da war noch Herrn Böllingers Jagd.

Wie geschnellt sauste seine magere Gestalt übers Moor. Wer war das gewesen? Wer hatte da geschossen?! Die Grenze war nahe, nur über den Bach, und man entkam hinüber nach Belgien.

„Halunk verdammter!“ Zwischen zusammengebissenen Zähnen Verwünschungen murmelnd, sauste Jan dahin, im Wind, den er heftig durchschnitt, dahinsegelnd wie ein großer Vogel. Eine Wut kochte in ihm; er hatte ganz vergessen, daß auch er einst hier verstohlen umhergestrichen war, geschossen hatte, was zum Schießen da war. Die Zeiten waren vorbei; er wußte nichts mehr von ihnen, gar nichts.

Nun war er unten im Hilltal. Rücksichtslos brach er sich durchs Urwaldgestrüpp Bahn. Blut rann ihm aus Kratzwunden von Händen und Gesicht. Nichts — niemand! Er war zu spät gekommen. Als wäre hier nie ein Schuß gefallen, so standen die Tannen in undurchdringliches Schweigen gehüllt; stumm, fast vereist, sickerte langsam der Bach zwischen grünmoosigen Steinblöcken. Hier sah im Sommer, wenn das niedere Gewirr des Laubholzes grünte, niemals ein Sonnenstrahl durch, aber auch jetzt ließ sich der Himmel kaum erblicken. Das Geäst war so dicht, das Gerank alles zuspinnend. Gegen die durchpustete, schutzlose Fläche oben war hier eine modrige Wärme wie in einem Keller.

Es war ein rechter Schlupfwinkel. Oft hatte Jan hier genächtigt, allein oder auch mit dem Jup zusammen. Hier war man immer so sicher gewesen, sicherer als anderswo. — „Donnerwetter!“

Jan bückte sich hastig: da war Schweiß! Er klebte am Boden, frisch war er, fast warm noch. Die roten Tropfen waren deutlich zu sehen auf dem raschelnden Laubwerk. Jetzt sollte Herrn Böllingers Treff zur Stelle sein, dem

entging so leicht keine Fährte! Zum Bach hinunter. Hier eine Stelle, aufgewühlt und zertreten, hier war das Wild abgenickt worden.

In wildem Ingrimm hob Jan die Büchse und ließ sie wieder sinken. Was nützte sein Zorn? Der Wilddieb war jetzt sicher drüben. Man sah deutlich die Spur: hier hatte er's Wild geschleppt — hier war er über den Bach gesprungen — ein Belgier — drüben setzte die Spur sich fort! Was würde Herr Böllinger dazu sagen?!

Schwer ließ sich Jan auf den nächsten Stein fallen, er mußte sich setzen. In die Glieder war ihm der Schreck gefahren: was machte er nun? Der Herr Böllinger war so zufrieden mit ihm gewesen. Jetzt würde er nicht mehr zufrieden sein. Eine tiefe Scham kroch Jan zum Herzen, er atmete zittrig: also dafür, würde Herr Böllinger sagen, dafür zahle ich dich so gut und laß dich herumlaufen mit Flinte und Pulver und sag dir: paß auf? Wie kann so was passieren?

Ja, wie konnte das?! — — — — —

Über Jan war eine Unlust gekommen, er hatte nicht Ruhe im Dorfe. Bis Weihnachten hatte man noch keinen Schnee gehabt, das war fast ein Wunder im Vennland; nur Nebel und Regen. Aber nun fingen weiße Flocken an, leicht hinzufiegen wie Schwanenflaum, vom Winde geblasen. In hohen Stiefeln, die schon auf zehn Schritt nach ranzigem Schmeer rochen, stapfte, watete Jan durch Wald und Moor. Mühselige Gänge.

Jan sagte keinem, was ihn so umtrieb, er schrieb es auch an Herrn Böllinger nicht. Er behielt seine Wut für sich und die Scham und den Schmerz: was brauchten's andre zu wissen, wie er blamiert war! Schlimm genug, daß es einmal passiert war. Aber es würde nicht zum zweiten Male vorkommen. Er würde aufpassen, mehr als früher, sehen mit hundert Augen und lauschen mit hundert Ohren. Der Herr Böllinger war ja so gut, der Herr Böllinger

traute auf ihn, er war der Jagdhüter — er gönnte sich keine Rast.

Und doch schoß es wieder, wieder im Hilltal. Jan fand noch das Gescheide, wie ihm zum Hohne war es hingeworfen. Und dann oben auf dem Venn! Ein Alttier. Der Wilderer mußte gestört worden sein, er hatte das Stück in der Dickung liegen lassen, Jan fand es in der dichtbestandenen, jungen Anschonung; Krähen und Raubvögel, die unruhig kreisten, verrieten es ihm. Das war kein Fallwild, durch Hunger oder Krankheit eingegangen, das war ein schönes, tragendes Rottier! Da weinte Jan fast.

Es fiel den Leuten im Dorfe auf, daß der Jan schlecht aussah. Seine Farbe, die vordem braun gewesen war, wurde jetzt fahl, ordentlich grün. Die Galle war ihm ins Blut getreten.

Es war ein harter Winter, viel Stürme und Kälte im Vennland. Dann fühlten die Armen ihre Armut doppelt. Es war selten, daß Jan hinunterging in das Städtchen. So oft er vormals den Jup aufgesucht hatte, so selten besuchte er den jetzt: nur wenn er das Geld brachte. Allmonatlich die Hälfte von seinem Gehalt. Die Armut schien böß zu hausen in des Flickschusters Hütte, die Stube war dunkel und kalt. Tring war elend. Die Kinder bettelten stets um Brot, um einen Groschen. Und daß die Frau ihn so umschmeichelte, das mochte Jan noch am wenigsten leiden. Aber konnte man's ihr wohl verdenken? Sie erhob allemal ein Freudengeschrei, wenn Jan mit dem Geld kam. Viele Mäuler hatte sie satt zu machen und die Zubeuß ganz verloren. Jan gab ihr oft mehr, als ihr zukam. Die Frau dauerte ihn, aber froh war er doch jedesmal, wenn er ihr entronnen war. Und der Jup, was trieb er denn, der alte Kamerad? Der ließ sich nie sehen. Der war ihm doch wohl noch böße, trotz des Geldes, konnte es immer noch nicht

verwinden, daß der frühere Kumpan ihn im Stich gelassen hatte?!

Die Frau wurde verlegen, wenn der Jan nach dem Jup fragte; so fragte er denn nicht mehr. Aber es war ihm leid darum.

* * *

*

Darüber war Jan sich nicht klar, wie es kam, daß der Belgier so gut Bescheid wußte. Nur einer, der sich ganz genau auskannte, konnte ihm so entwischen; es war kein Leichtes, sich durchs Urwaldgestrüpp hindurchzuwinden. Und draußen im Offenen, wo das Venn schwankt, mußte man auch ganz genau wissen, wohin treten, auf welche Scholle springen und auf welche nicht, wollte man nicht bis an die Ohren im Sumpfe versinken.

Aber einmal hätte er den Kerl beinahe gehabt. Es war im Abenddämmern. Einen Schuß hatte er freilich nicht gehört, aber er sah einen schwarzen Schatten dicht vor sich aus der Schonung auftauchen, so nah, daß er erschrak. Aber der Schatten wischte vor ihm her unter die großen Tannen, so flüchtig, daß er im Nachspringen innehielt, daß er stutzte. Nur wenige Sekunden, und der Schatten zerfloß, löste sich auf in die Nacht der tief auf den Boden hängenden Tannen. Hier war kein Mensch gewesen. Aber als Jan dann umkehrte, die Schonung absuchte, der der Schatten entstiegen war, fand er daselbst in einer Schlinge aus Draht einen noch zappelnden Hasen.

Da ward Jan tiefsinnig. Sonst hatte er gern einmal im Wirtshaus gegessen, ein Gläschen getrunken; jetzt rührte er keinen Tropfen mehr an, er ließ sich in keiner Wirtschaft mehr sehen. Sein Gesicht trug einen verbissenen Ausdruck. Was, wollten sie sich etwa über ihn lustig machen? Er, der Jan, der so lange jeden Jäger genarrt hatte, wurde nun selbst übertölpelt? Eine unbezähmbare

Wut kochte in ihm. Aber bitterer als die Wut war doch die Scham. Er traute sich nicht, an Herrn Böllinger zu schreiben, und er sollte doch ab und zu dem Herrn Bericht erstatten, wie alles stand. Wenn Herr Böllinger nun plötzlich kam, am Samstag, so über den Sonntag weg, wie er's gern zu tun pflegte, würde er es dann noch länger verheimlichen können, daß sie bestohlen wurden? Früher hatte Jan das Wilddieben nie einen Diebstahl genannt: was war denn dabei, lief das Wild nicht frei herum unter Gottes Himmel, wer hatte das Recht, zu sagen: dies Stück ist mein?! Jetzt benannte er den heimlichen Schützen mit den furchtbarsten Schimpfworten; ein Dieb, der Geld stahl, war lange nicht so schlimm. Und dazu war es ein gemeiner Halunke, der in Schlingen fing, wie ein Schlächter abmurkste, keine Schonzeit hielt. Und das war Jan der größte Schmerz. Die ganze Jagd ging zum Teufel, der Schurke vergrämte alles Wild. —

Es nahte die Fastnacht. Jan fühlte schon eine geheime Angst. Fastnacht feiert man allerorts, es wird gebacken und gebraten, mehr und Besseres als an anderen Tagen aufgetragen; vor den langen Fasten schlemmt man noch einmal recht. Jan hörte schon das verbotene Knallen, das ihm das Blut zu Kopfe trieb, daß er rannte wie ein wütender Stier, rot vor den Augen. Rot die schwarze Nacht, rot der weiße Schnee, rot, alles rot.

Am Fastnachtssonntag war überall Tanz. Lärm und Gedudel, Menschen und Masken; nur oben im Venn war's still. Da schlich der Jan. Beschneit waren die Flächen. Aber noch nicht tief lag der Schnee, Wind ging beständig und trieb ihn umher; die Luft mußte erst still werden, dann lag der Flaum fest. Gegen das Pusten kämpfend, das von Westen schnob, arbeitete der Hüter sich weiter. Heut trieb's ihn um; Festtage: Erntezeit für den Wilddieb. ‚Jagdschinder, vermaledeiter, wenn ich dich zo packen kriehn!‘

Er witterte in den Wind hinein, und dann drehte er um. O, der Kerl war schlau, der windete wie ein brunftiger Hirsch und sicherte schon von weitem!

Aber was Jan auch vermutet hatte, er hatte sich geirrt. Kein Knall, kurz und scharf, dem das Echo verdoppelt nachkollerte, schreckte sein Ohr. Wahrhaftig, er konnte ruhig wieder heimgehen, für ein paar Stunden wenigstens! Es lag noch viel Schnee in der Luft, die Füße wurden eiskalt; es war schon Spät-Nachmittag, und es kam ihn nun doch eine Sehnsucht an, auch einmal wieder im Wirtshaus zu sitzen. Heute waren sie alle darin; auch der aus Belgien feierte. Scharf lugte er nach der Grenze hin: ob er noch einmal ins Hilltal hinabstieg, längs des Baches dahinschlich, gedeckt von den moosigen Blöcken, die wild das Wasserbett füllen? Es war beschwerlich. Zudem war heut eine Müdigkeit in seinen Gliedern; die ganze vergangene Nacht war er herumgelaufen. Und es war ja doch alle Mühe umsonst, nun und nimmer stellte er den Halunken!

Hoffnungslos stand er still bei den großen Tannen, die wie eine Wand das Hochmoor vom Abstieg ins Grenztal scheiden. Sollte er noch hinunter, oder sollte er nicht? Verdrossen ließ er sich nieder auf einen alten Stumpf am Rande des Bruchs, hinter ein dichtes Gestrüpp von Brombeergerank und Schilfbüschem. Hier war etwas Deckung; es saß sich ganz gut hier, man merkte den Wind nicht, wenn man ganz unterduckte. —

Ob er eingeschlafen war? Ein plötzlicher Knall schreckte ihn. Nah, ganz nahe! Den Hahn spannen, aufspringen, die geladene Flinte an die Backe reißen ist eins.

Da steht er, der Kerl, keine zwanzig Schritt weit! Hah, da steht er — man sieht ihn nur vom Rücken — ein großer, hagerer Mann, hat keine Ahnung, wie nahe ihm das Erwischtsein ist, hat kein Rascheln gehört, kein Knacken, nicht den Atem zitternder Leidenschaft. Ganz dreist steht er da im scheidenden Licht und guckt auf das Wild hin,

das er eben geschossen hat. Jetzt beugt er sich nieder — wird er nun das Gewehr hinlegen?

„Haalt!“

Der sich Beugende schnellte empor, er fährt herum — ein geschwärztes Gesicht, ein langer, schwarzer Bart.

„Hinlegen!“ brüllt der Jan.

Der Wilddieb legt nicht hin, er weiß, wenn er die Flinte zu Boden wirft, fortrennt, dann packt ihn der andere im Nacken; der ist ihm zu nahe.

Er legt auf Jan an, er zielt — zittert seine Hand?

Die Hand des Jan zittert nicht. Er schießt sicher wie immer. Getroffen. Und dann kommt er heran mit ein paar weitausholenden Schritten und steht bei dem platt vornüber aufs Gesicht Gestürzten: „Hab ich dich endlich?!“ Und kehrt ihn dann um. — — — — —

Wo hatte er dies Gesicht denn schon einmal gesehen? Er starrt darauf hin. Was war mit dem Kerl? Er befühlt ihn, er neigt das Ohr ihm auf die Brust — kein Atemzug mehr. —

Eine wilde, triumphierende Freude hob sich plötzlich im Jan: der narrete ihn nicht wieder, der traf keinen Schwanz mehr in Herrn Böllingers Jagd, der war ja —

„Tot!“ sagte irgend jemand. Hatte er's selber gesagt? Er sah sich um. Ja, er hatte es laut gesprochen. Aufrecht stand er da wie ein Sieger; das Recht war auf seiner Seite, das gute Recht, der Kerl hatte auf ihn angelegt, er mußte sich wehren.

Er kniete nieder und machte sich daran, den Toten genauer zu betrachten. Die Joppe hatte der Kerl verkehrt herum angezogen, um sie nachher wieder auf die rechte Seite zu drehen, dann verriet ihn kein Schweiß. Er musterte den armseligen Anzug.

Der Tote lag nun auf dem Rücken, ganz steif, die Beine in den zerrissenen Hosen von sich abgestreckt. Kein Mond, keine Sterne, der Himmel gab nur ein wenig bleiches Licht,

so wie er es gibt, wenn viel Schnee droben hängt. Immer näher beugte sich Jan über des Toten Gesicht. Die gebrochenen Augen starrten gen Himmel; er wollte sie zudrücken, aber sie schlossen sich nicht. Auf die Lippen der Leiche war Blut gequollen — aha, Schuß ins Herz!

Jan wollte mal nachsehen, die Joppe aufknöpfen, da faßte seine Hand den schwarzen Bart, der bis auf die Brust hing. Der fing an zu rutschen. Donner und Doria! Jesus Maria, der verschob sich! Wie Jan daran zog, gab er immer mehr nach.

Ein Grausen erfaßte den Jan, scheu fuhr er zurück und faßte doch wieder zu, sah nicht genug im bleichen Licht — und sah doch alles. Da war der Bart ab — der Bart war falsch -- und das war der Jup, sein alter Kumpan!

* *
*

Über den Jan war ein Lärmen gekommen. Er war sehr lustig, so laut und lustig wie bisher noch nie. Er betrank sich auch oftmals, und wenn er so betrunken war, daß er genug hatte, dann weinte er, daß ihm das Schluchzen stieß.

Jetzt lachten sie ihn im Dorfe aus.

„Du säufst doch nit, meine Sohn?“ forschte Herr Böllinger. Da schwur sich Jan mit einer Hast, die ihn rot machte und heiß, daß ihm das Trinken nichts anhabe. Er mußte mal trinken!

Seit Fastnacht schneite es. Tag und Nacht waren die Flocken gefallen, unablässig; sie schichteten sich höher und höher. Herr Böllinger, der eigentlich gekommen war, um zu jagen, denn im Venn suhlten sich jetzt die groben Sauen, gab das nur ungern auf. Kam man wirklich nicht durch da oben? Nein, mannshoch lag der Schnee, der Herr Böllinger würde versinken.

Da fuhr Herr Böllinger wieder nach Düren zurück, und Jan atmete auf. Es war merkwürdig, wie sein Eifer nach-

gelassen hatte; er hockte jetzt immer im Wirtshaus. Die Dörfler schwatzten darüber, aber bald verdrängte etwas Neues das Interesse am Jan gänzlich.

Der Flickschuster unten im Städtchen war noch nicht wieder da, noch immer nicht, und er war doch schon abhanden gekommen seit Fastnacht. Am Fastnachtssonntag hatte er ins Wirtshaus gehen wollen — sein Weib sagte das — er war auch gegangen — aber in dem Wirtshaus, wo er sonst zu verkehren pflegte, war er nicht gewesen; in keinem Wirtshaus. Die Frau jammerte laut: wer sollte sie ernähren mit all den Kindern? Nun mußte sie betteln gehen! Ihr Mann war fort, o, wohin war er? Sie rang die Hände.

War der Flickschuster verunglückt? Tot? Nein, daran glaubte niemand. Dem war's eben zuviel geworden, das keifige Weib, die greinenden Kinder; er hatte sich davon gemacht, seine Familie im Stich gelassen.

Die Tring jammerte an allen Türen, sie heulte sich fast die Augen aus: wovon sollten sie nun satt werden?!

Ja, wenn der Jan nicht gewesen wäre! Das erste Mal war er verstohlen gekommen, als hätte er Angst. Stockend und stotternd bot er sich an: konnte er ihr was helfen? Er hatte es gehört, der Jup war fort.

Sie weinte zum Steinerweichen, sie hing sich an ihn; o, er war der einzige Freund, er würde sie nicht verlassen!

Ihr Anhängen war ihm lästig — was rückte sie ihm denn so auf den Leib? — aber er hatte nicht das Herz, sie von sich zu stoßen. Er durfte das ja auch nicht. Er ließ sie weinen an seinem Halse; er sah auf sie nieder, auf ihren Kopf, der auf seiner Schulter lag, mit einem Herzpochen, das ihm schier die Brust sprengte. Er hatte Angst, sie möchte das Klopfen hören. Wenn sie es wüßte, daß —! Er rang nach Luft. Und schob sie dann von sich, zaudernd, zögernd; in fahles Grau spielte sein bleiches Gesicht.

Sie nahm sein Zaudern für etwas anderes: der Jan war

ja täppisch, hatte sich sein Lebtag nicht mit Frauensleuten bemengt. Zögerte er etwa, sie an sich zu nehmen? Das brauchte er nicht. Der Jup war nicht der Beste gewesen, er hatte sie oft geprügelt. Vor den Leuten jammerte Tring, aber — wenn der Jup nicht wiederkäme?! Der Jan war besser, förmlich zart ging der mit ihr um, kam jetzt fast alle Tage, sah, wo es fehlte, schleppte ihr Holz heran, kaufte ihr Kohlen, Kartoffeln und Kaffee, brachte den Kindern Korinthenbrot und prügelte sie auch durch, wenn es nottat. — — — — —

Und der Schnee fiel und fiel. Nun schon seit acht Wochen. April kam ins Land, und noch immer war nicht an Frühjahr zu denken. Die Tring fühlte sich ganz wohl unter des Jan Fürsorge, sie gedieh ordentlich dabei; nach und nach vergaß sie das Gejammer. Wie ein Leichentuch deckte der Schnee alles zu. Etwas wie Zuneigung mischte sich in ihre Berechnung: er war wahrhaftig ein guter Kerl. Wer weiß, wenn die Frist des Wartens verstrichen war — nein, der Jup brauchte nicht wiederzukommen — dann heirateten sie und der Jan sich! Sie setzte ihm die Kleinsten auf den Schoß, und wenn er kam und ging, machte sie ihm zärtliche Augen, so gut sie's noch konnte.

Das war ihm zuwider. Wenn sie sich an ihn lehnte, wurde sein banges Herz noch bänger, er zitterte vor Schreck. Er mochte das Weib nicht, überhaupt keine Weiber; er hatte nicht nach ihnen geschaut, auch als er noch jünger war. Die Hindinnen mit ihren feucht-sanften Lichtern, die Schmalrehe, die zierlichen jungen, hatten ihm immer besser gefallen. Und die hatten kein Maulwerk. O je, und jetzt, überhaupt jetzt!

Jan konnte gar nichts anderes denken, nichts anderes fühlen als: oben liegt er! Tief drinnen unter den erwachsenen Tannen, und der Schnee hatte ihn schweigsam zugedeckt. Er kam nicht mehr zum Vorschein.

Sie sprachen nie vom Jup. Das Weib hielt eine Scheu

zurück, sich zu verplappern. Es durfte ja niemand wissen, daß der Jup auf Jagd gegangen war, kein Mensch, und vor allem der Jan nicht, denn dann war's aus mit der Versorgung, er tat gewiß dann nichts mehr für sie. Wozu überhaupt brauchte sie's zu sagen? Über die Grenze war ja doch nun einmal der Lump, hatte sie sitzen lassen mit all den Würmern. Ja, es war immer nicht viel an ihm dran gewesen, er hatte sich betrunken, statt fleißig zu arbeiten! Sie glaubte selber zuletzt fest daran, daß ihr Mann hatte wollen ins Wirtshaus gehen. Daß der Jup am Ende tot sein könnte, daran dachte sie nie. Nur nachts, wenn sie einsam lag und der Wind am baufälligen Häuschen rüttelte, glaubte sie eine Hand auf der Klinke zu spüren. Und dann erschrak sie.

Den Jan aber hielt eine noch größere Scheu zurück, von dem Jup zu reden. Was sollte er auch nach ihm fragen? Er wußte ja selber nur zu gut, wo der war. Bei Tag ging's noch an; wenn er dann unten war, die Waisen umsorgte, dann fühlte er wohl etwas wie eine Beruhigung: der Jup konnte nur unter den Tannen bleiben, er kam schon für alles auf. Aber nachts, wenn er nicht schlafen konnte, dann stand der Tote von seinem Platz unter den Tannen auf, kam langsam vom Venn herunter geschritten, ging durchs ganze Dorf bis hier an diese Tür, trat herein, ohne anzuklopfen, kam bis ans Bett, hob drohend den Finger, packte ihn an — — — — —

„Zu Hilf!“ Gellend schrie Jan auf in der einsamen Nacht; er sprang aus dem Bett, er fuhr in die Kleider, er rannte zum Wirtshaus — o weh, das war geschlossen! Er rannte ins Freie, draußen würde es besser sein, im Wald, auf dem Moor; Schnee kühlt den Brand. Innen war Feuer, Schweiß lief ihm wie Wasser herab. Aber wenn er dann hinansteigen wollte, bekannte Wege, die er hundert und aberhundert Mal gegangen war, fand er sie nicht mehr. Er irrte. Alles war weg, alles war anders. Der Jup hatte

auf alles die Hand gelegt, sein war nun alles; er reckte, er dehnte sich, er machte sich breit — überall war nur er. —

Es waren entsetzliche Nächte. Wenn er nun das Weib, die Tring, auch nachts bei sich hätte, ob er dann mehr in Ruhe gelassen würde vom Jup? Aber eines war so entsetzlich wie das andere.

Jan verfiel. Jetzt war er still; den Kopf zwischen beide Hände gestützt, saß er abends beim Glase, er war der letzte, der nachts aus der Wirtschaft nach Hause ging. Sie mußten das Licht ausblasen: „Et wird zujemacht!“ — sonst wäre er bis zum Tage sitzen geblieben.

Was wurde aus Herrn Böllingers Jagd? Es ging dies Jahr viel Wild ein; der Winter war zu lang und zu streng, der Schnee lag zu hoch, kein Moos, kein Hälmchen war mehr darunter hervorzuscharren. Die heruntergekommenen Tiere litten bittere Not; sie verbissen hungrig die Rinde der Bäume. Man hätte sie füttern müssen; Herr Böllinger liebte seine Jagd, er hätte gewiß nicht gespart. Eicheln, Kastanien, Bohnen, Erbsen hätte er streuen lassen und Haferbündel aufstellen, aber er lag an der Gicht und konnte nicht nachsehen, und Jan, der kümmerte sich um gar nichts mehr. Es war eine Schande, das Geld einzustecken, das gute Gehalt, und dann nichts dafür zu tun!

Herr Böllinger empfing anonyme Briefe. Da schrieb er an Jan: War das wirklich wahr, ließ er die Jagd so verkommen? Der Teufel sollte ihn holen. Aber nein, das konnte nicht sein, das konnte und wollte er nicht glauben, dazu liebte der Jan selber die Jagd viel zu sehr. Neid war es, Verleumdung. Aber Jan sollte doch nur ja sorgen, daß dem Wild gestreut wurde und Heu aufgesteckt. Und so wie die verwünschte Gicht nachgelassen hatte und es anfing zu tauen, dann kam er selber; dann wollten sie zusammen auf Schnepfen gehen.

Dem Jan zitterte das Herz im Leibe, als er den Brief herausbuchstabierte. Es wollte ihm hüpfen wie einst,

wenn Herr Böllinger geschrieben hatte: ‚Ich komme auf Jagd‘, aber eine eiskalte Hand streckte sich aus und drückte gleich das hüpfende Herz wieder nieder. Wenn der Herr Böllinger wüßte — ach, wenn der wüßte! Blutete ihm, dem Jan, denn nicht auch das Herz, daß er das hungernde Wild nicht besser versorgen konnte? Aber er konnte ja nicht hinauf aufs Venn — nein, er konnte nicht! Das war eine fixe Idee. — — —

Endlich ward's Frühling; das heißt kein Frühling, in dem Veilchen blühen und Vögel schmetterten, doch zog ein leichterer Aprilhimmel blaßblaue Bänder dem herben Venn über den nackten Rücken, und die Schnepfen strichen.

Nun würde Herr Böllinger auch nicht mehr lange ausbleiben; es ging ihm besser.

In einer stumpfen Resignation sah Jan seinem Kommen entgegen: was würde er zum Herrn Böllinger sagen, wenn der schimpfte? Er würde dann bitten, ihn zu entlassen; Jagdhüter konnte er nicht mehr sein, das sah er wohl ein. Aber dann, dann, was sollte dann werden?! Nicht mehr jagen und kein Geld mehr haben, um es der Witwe und den Waisen zu geben — was dann?! Jan wußte es nicht, er überlegte auch nicht, er kniff wie ein Schwindliger die Augen zu. Gestern war er wieder bei der Tring gewesen — Jesus Maria, was hatte das Weib ihm zugesetzt! Wenn die noch lange so weiter machte, dann schrie er ihr eines Tages noch zu: „Laß mich zufrieden, ich hab deinen Mann umgebracht — ich — nun weißt du's!“ Dann würde sie ihn wohl endlich in Frieden lassen! Er empfand eine Erleichterung bei dem Gedanken.

Aber noch niemals hatte er ernstlich daran gedacht, sein Geheimnis zu lüften. Sicher wäre es ihm dann wohlher gewesen, wenn er es sagen könnte, — aber nein, o nein, es war zu schrecklich, er den alten Kumpan! Das durfte niemand erfahren. Und so preßte er die Lippen zusammen. Nicht einmal zur Beichte traute er sich mehr, er hätte es

auch nicht beichten können. So war niemand, der es ver-
raten konnte, nur das Venn wußte es. Und das Venn, das
war stumm. — — —

Herr Böllinger kam, das Wetter war milder. Er war
erschrocken über Jan: „Mensch, wat haste jemacht? Wat
siehste schläch uhs, jottserbärmlich!“

Mit trüben Augen blinzelte Jan seinen Herrn an, er ver-
suchte ein Lächeln: ja, er war etwas mager geworden. Wie
ein Schatten schlich er hinter Böllinger drein.

Dieser war guter Dinge. Die Gicht, die war weg, das
Wetter geeignet, zum Abend schon konnten sie auf den
Strich gehen. Jan machte Ausflüchte: wollten sie nicht
lieber warten bis morgen früh?

„Warum denn?“ Der Abendanstand war viel vorteil-
hafter, morgens strichen die Schnepfen zu schnell! Herr
Böllinger war ganz entbrannt; bei der Fahrt hierher hatte
er schon einen Vogel zwischen Buschwerk und Binsen
quarren hören; es mußte eine Schnepfe gewesen sein.
Treff, der braune Vorstehhund, war nicht minder auf-
geregt als sein Herr.

Jan konnte nicht anders; nun mußte er doch hinauf.

Es war noch Nachmittagssonne, als er langsam, wie ein
geschlagener Hund, hinter seinem Herrn zum Venn hinauf-
schlich. Herr Böllinger war so guter Dinge, daß er nicht
einmal merkte, wie einsilbig Jan war. Ein Mann von vielen
Worten war der freilich nie gewesen, aber sein Gesicht
hatte gesprochen; so viel Lust, so viel Begier, so viel
Freudigkeit hatten bei solchen Gängen in den verwegenen
Zügen herumgewirtschaftet. Und hatte der Hund etwas
aufgespürt, hei, wie hatte er da die Blicke umherfahren
lassen, blitzschnell; es leuchtete in ihnen von Feuer. Jetzt
waren seine Augen glanzlos; er ließ sie nicht mehr umher-
spähen, scheu hielt er sie zu Boden gesenkt.

Die Sonne hatte schon förmlich Kraft. So lange man
noch im Halbschatten ging, merkte man's nicht, da war

es noch kalt, da lag der Schnee auch noch zwischen den Tannen. Langsam nur kam man vorwärts. Aber je höher sie hinauf kamen, desto besser ging sich's, des Schnees wurde weniger, die Sonne hatte gut ankommen können. Es taute, es sickerte und tropfte; schlürfend sog die Erde das wärmte Naß ein, man hörte sie schlucken und glucksen.

Es war ein herrlicher Tag, die Luft noch scharf, aber man fühlte die Sonne. „Wahrhaftijens Jott, 'ne Frühlings-tag,“ sagte Herr Böllinger wohlgefällig und nahm den Hut ab. Da ließ ein unterdrückter Laut ihn herumfahren: was war denn das?

Da stand Jan hinter ihm, hatte beide Arme vorgestreckt und stierte geradeaus mit weitgeöffneten Augen. Sah er denn was? Wo?! Treff zeigte doch nichts an, und man hörte kein Pützen von streichenden Schnepfen. Nichts war zu sehen. Nur das Venn war da in seiner ganzen Weite.

Man war jetzt oben. Nichts mehr von Schnee. Aufgeräumt hatte hier die Sonne, gewaltig geschafft, reinen Tisch gemacht mit dem, was der Winter gelassen hatte. Blank lag der Boden, es zeigten sich Kraut und Gras, Moorerde und Lachen; aufgedeckt hatte das Venn sich ganz, das Hemd vom Leibe getan, das dicke, weiße, das so vieles verborgen hatte.

Die Augen traten dem Jan stier heraus, er zitterte am ganzen Leibe: Jesus Maria — o jetzt —?!

Er stolperte, er wäre beinahe hingefallen, er lag auf den Knien: mühsam richtete er sich wieder auf, er stammelte etwas, was Herr Böllinger nicht verstand.

Wahrhaftig, der Kerl soff! Es war doch so, wie die Leute sagten. Mißtrauisch betrachtete Böllinger seinen Jagdhüter: der Blick war schon wirr. Schade, schade um den Kerl! Nun würde er ihn doch nicht behalten können.

Herrn Böllingers Stimme war streng, aber es mischte sich doch ein Ton des Bedauerns hinein, als er jetzt im Weiterschreiten seinem Jagdhüter eine Standrede hielt. Er

ermahnte ihn ernstlich: wußte er denn nicht, daß alles Übel vom Saufen kam? Ja, und die Gicht auch!

Jan hörte nicht, was Herr Böllinger sagte, und er hatte doch sonst immer so viel drauf gegeben. — — „Hinlegen“ — ein Knall — — — das hörte er nur. Und war das nicht die Stimme des Jup, die jetzt ganz laut und vernehmlich schrie: „Hier bin ich!“ Jan packte seinen Herrn am Ärmel: o, nicht dahin gehen!

Ganz ärgerlich machte sich Böllinger los; ihm wurde es schon nicht zu viel. Pah, das bißchen Gestrüpp, das machte nichts! Daß eine Schnepfenjagd mühsam ist, weiß man ja. Sie wollten jetzt gerade weiter hinüber, nach dem kleinen Bruch vor der Tannenwand über dem Hilltal; da im Buschwerk, da lagen die Schnepfen gern fest. Man ließ den Hund dort rasch einspringen.

Im Jagdeifer eilte Böllinger voran, Treff hatte Witterung. Weit blieb Jan hinter beiden zurück. An seinen Füßen hing es wie Blei: warum, warum gerade dahin, in die Richtung? Das Venn war doch groß — gab's nicht noch andre Striche für Schnepfen? Treff ging jetzt los. Ha, das machte der Jup, der lockte den Hund!

Horch, Treff gab jetzt Laut! Das tat er doch sonst nicht, wenn er einspringen sollte? Dazu war er zu gut geschult. Jetzt heulte er gar. Ein klägliches, widerwilliges Heulen.

Wie gelähmt stand Jan, ihm schlugen die Zähne aufeinander. O, die Angst, die Furcht — was machte der Jup jetzt? Ha, am Ende war der doch weg! Er fing an zu hoffen. Und wenn er auch da wäre, der Herr Böllinger brauchte ihn darum doch nicht zu finden. Er hatte den Jup ja bei den Füßen gepackt, ihn weit hineingeschleift, weit ab vom Rande des Bruchs bis unter die dichtverwachsenen Tannen; da lag er gut versteckt unter den bis zum Boden reichenden Ästen. Da war vielleicht doch noch Schnee. Nein, nur keine Angst, das Venn, das war schweigsam, das verriet seinen Jan nicht!

Jan gab sich einen Ruck. Es mußte sein! Er biß die Zähne aufeinander. Was sollte Herr Böllinger sonst von ihm denken? In weiten Sätzen sprang Jan seinem Herrn nach. Da — ein Ruf bannte ihn.

Der Hund kläffte laut. Wer schrie so: „Jan, Jan!“ Das war der Jup!

Zwei Schnepfen gingen auf, er beachtete sie nicht, der Jup rief — nein, nein, Herr Böllinger schrie!

Jan stürzte voran, er sah ganz genau alles; rotgolden war der Himmel, auf der Erde aber war's Dämmerung, es wurde Abend. So war es auch dazumal gewesen. Und da, unter den Tannen, da winselte Treff jetzt, und Herr Böllinger kniete, ganz blaß vor Schrecken, am Boden und schrie ihm entgegen: „Jan, hier liegt 'ne Mensch!“

Herr Böllinger war hinunter geeilt, um vor Nacht noch die Meldung im Städtchen zu machen. Zur Polizei. O, das war ein greuliches Ende der vergnüglichen Jagd! Jan war oben geblieben. „Nicht anrühren,“ hatte Herr Böllinger gesagt, „alles so lassen.“ Es war gar nicht nötig, daß Jan Wache hielt, hierher kam keiner; aber er wollte es. So war Herr Böllinger mit seinem Hunde hinuntergelaufen, Jan aber war allein mit dem alten Genossen, wie früher so oft beim Jagen.

Er hockte neben dem Toten am Boden, er saß auf seinen Fersen wie auf einem Stuhl und guckte der Leiche unverwandt ins Gesicht. Wie hatte er nur den Jup nicht erkennen können? Auch wenn der den Bart trug! Jetzt begriff er sich nicht. Er war blind gewesen. Wenn auch die Tiere des Waldes schon an dem Jup genagt hatten, man erkannte ihn jetzt noch. Und die Trina würde ihn auch erkennen. O weh, was die wohl sagen würde dazu?!

Es schauderte Jan, er kehrte die Augen ab und blickte scheu um sich. Er hörte des Weibes Gejammer, Angstschweiß brach ihm aus; er wischte und wischte, der quoll

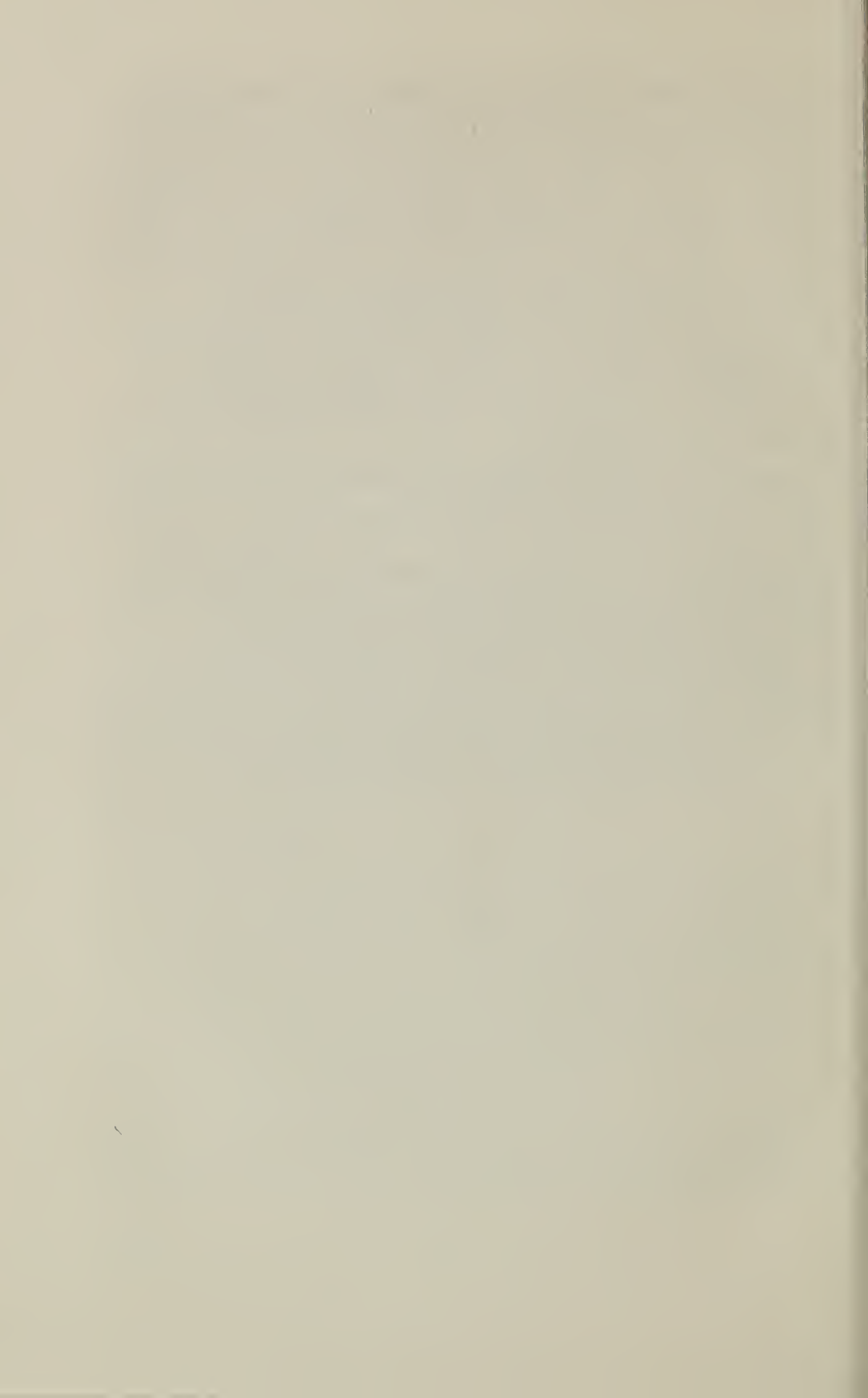
immer aufs neue. Er fing an zu zittern. O, wie sie schrie! Nein, das war zu viel! Denn wenn er sie jetzt auch heiraten würde, heiraten wollte — er schnappte nach Luft —, jetzt würde sie ihn nicht mehr wollen. Nein, nein, fluchen würde sie ihm, mit Abscheu sich abkehren von ihm, der ihr den Jup erschossen hatte. Verzweifelt blickte er um sich: wie machte er's gut, wie machte er's gut?!

Wohin er auch schaute, kein Ausweg. Da kehrte sein Blick wieder zum Toten zurück. Nein, der war nicht so böse. Der sah nur arg traurig aus, häßlich entstellt. Am Kinn klebte noch ein Fetzen vom falschen Bart — nein, der stand ihm nicht gut!

Langsam hob Jan die Hand und strich dem Toten übers starre Gesicht. Er blieb bei ihm sitzen. — — —

So fand man sie beide, den Jan und den Jup. Dicht nebeneinander. Auch der Jan war tot; er hatte sich eine Ladung Rehposten ins Herz geschossen. Warum das nur?! Das wußte kein Mensch, und auch keiner erfuhr es.

Vielleicht, daß der Trina etwas aufdämmerte, aber sie sagte es nicht. Sie warf sich über den Jan und weinte herzbrechend. Sie hätte ihn geheiratet, trotzdem und trotzdem — er war ihr doch noch von beiden der liebste.



Brummelstein

Eigentlich hieß sie mit Vatersnamen ‚Schwendlig‘; aber sie wurde nie so genannt. Es tat auch nicht not, man wußte ja, wer sie war: Eine, die im Armenhaus wohnte, eine, die der Gemeinde zur Last war und den Kindern ein Spott.

Wenn die Armenhäslerin nach dem Gemeindewäldchen wankte, wo es ihr erlaubt war, sich Reisig zu sammeln, rannten Knaben und Mädchen hinter ihr drein. Die dreiesten hefteten sich ihr dicht an die Fersen; die niedergetretenen alten Männerschuhe, in denen sie langsam dahinschlorrte, traten sie ihr fast ab.

„Brummelstein, olau, Brummelstein, wanneh michste Huchzid?“

Das war ein Gekreisch, ein Aufjuchzen, ein Zurückprallen, wenn das Weib sich dann plötzlich wandte.

„Brummelstein, wanneh —“ weiter kamen die Frechsten nicht mehr.

Mit irren Augen sah das Weib sie an; ein verwirrtes Lachen zog den welken Mund breit, es hob die schmutzige Hand: „Morjen — foahren mir — nao der Kirch — Huchzid, Huchzid!“ Und dann folgte ein Murmeln, ein Brummeln, von dem niemand etwas verstand.

Laut johlten die Kinder. Da war keiner, der ihnen das Lachen verbot.

Die verrückte Brummelstein schlorrte weiter, und wieder ertönte die Frage hinter ihr, und wieder kam die Antwort wie vorhin. Es war ein Hauptspaß. —

Stina hieß sie; sie war Christina getauft. Ihre Mutter hatte sie einstmals Steinchen genannt, später ward sie die Stein; jetzt kannte man nur die Brummelstein. Die Vorderzähne hatte sie verloren, sie konnte nicht gut beißen und auch nicht gut sprechen mehr.

Die Bettlerin war ein Ärgernis. Wenn die Bauern beim Essen saßen und draußen das Gebrummel anhub, das Brummen eines hungrigen Tieres, dann stand mancher Hausvater verdrossen auf und warf einen Knochen zum Abnagen aus der Stubentür oder ein Stück Speck, wenn das Brummeln noch kein Ende nahm.

Sie war eine Schande für die Gemeinde; man konnte sie nicht einmal in die Kirche lassen in ihren niedergetretenen Männerschuhen, in ihrem zerlumpten Kleid, dem Regen und Schnee, Sommerbrand wie Winterschauer ein Braun gegeben hatten, so mißfarben wie ihr Angesicht, um das die ergrauten Haare in Strähnen hingen. Ihr Brummeln hätte zudem fromme Gebete gestört.

„En anner Klääd müßt se wohl emao! kriehn,“ sprach der Armenpfleger bedenklich. „On e Paor Schohn!“

„Ä wat, se kriecht'r jao geschenkt beim Bettele!“

So kam die Brummelstein nicht in die Kirche. Sie saß im Armenhaus, das war nicht mehr als zweimal so groß wie die Hundehütte beim Gräfer-Hannes. Ein Schemel und ein Tischchen, das auf drei Beinen stand, hatte gerade Platz darin, und beim winzigen Öfchen noch der raschelnde Laubsack mit der zerlumpten Decke.

Ein einziges Fensterchen hatte der dunkle Raum, aber im verwitterten Rahmen war keine Scheibe. Brummelstein war hastig hindurchgefahren, als draußen eines schrie: „Brummelstein, eweil kömmt hän! Huchzid, Huchzid!“ Nun war das Glas noch nicht wieder eingesetzt; eine Scheibe ist teuer, man hatte mittlerweile das Loch mit Papier verklebt. Zugluft und Winterkälte pusteten ins Armenhaus und zur Erntezeit der glühende Odem des

Sommers. Wenn es warm war, hockte sie auf dem Bänkchen vor der Armenhaustür; war es kalt, so kauerte sie im Winkel auf ihrer Lagerstatt, hatte die Knie hochgezogen und das Gesicht auf die Knie gelegt. So saß sie im Dunkeln. Ganz im Dunkeln. Denn auch in ihrer Seele war's Finsternis; sie wußte nicht einmal mehr, daß sie eine Tochter hatte.

Das Kind war vormals der Gemeinde auch noch zur Last gefallen; man hatte es der Mutter nehmen und in Pflege tun müssen — drei Taler kostete das im Vierteljahr — denn die Mutter hätte es verhungern und verdursten lassen und im Unrat ersticken.

Vom Tage an, da die Marijusepp, die Hebamme, der Stein das Neugeborene in den Arm gelegt hatte, war die von Sinnen gekommen. Erst war's nicht gar so schlimm mit ihr gewesen, sie hatte nur immer still dagelegen mit großen Augen, und wenn mitleidige Frauen in sie drangen: „Stein, von wem hatt Ihr dann dat Könd, saot et doch, arm Dingen,“ fing sie bitterlich zu weinen an und kehrte sich nach der Wand.

Es ging ein Geraune durchs Dorf, daß der Gräfer-Hannes, der reiche Bauernsohn, heimlich zur Stein gekommen sei. Der Gräfer-Hannes war ein Mädchenjäger, die Stein war hübsch — wer weiß, er hatte ihr die Ehe versprochen! Aber das Geraune war nie Gerede geworden, dazu war der alte Gräfer zu reich; und Hannes, der einzige Sohn, erbte einmal alles und würde auch einmal obenan sitzen im Gemeinderat, wie jetzt sein Vater.

Die Stein hatte den Vater ihres Kindes auch nicht genannt. Sie legte, als man mehr und mehr in sie drang, den Finger an die verblaßten Lippen, mit ängstlich-scheuen Blicken sah sie sich um: „St! Ech därf et nit saon. Wann ech et saon, heiraod hän mech net!“

Nun, wenn sie's denn nicht sagen wollte! Man gab sich zufrieden. Der Gräfer-Hannes konnte es doch wohl nicht

gewesen sein, denn der ging, die Hände in den Hosentaschen, die Mütze schief gesetzt, pfeifend wie immer durchs Dorf. Und geheiratet hatte der ja auch jetzt, eines Weinbauern Tochter unten von der Mosel, die sehr reich war.

Es war ein Fest, als er mit seiner Junggetrauten ins Dorf einzog; die Jungens brannten Schwärmer ab, und der alte Gräfer ließ Korinthenwecken verteilen. Auch der Stein legte die Marijusepp einen Weck aufs Bett: vielleicht wollte sie mal probieren, er schmeckte lecker. Aber da hatte die junge Mutter plötzlich angefangen, Unverständliches zu murmeln, und dann hatte sie gelacht, gelacht, daß die Marijusepp eilends die Nachbarsfrau holen lief, so grauste es ihr vor dem Lachen. —

Es war schlimmer mit der Stein geworden. Erst war sie wohl noch dann und wann nach dem Häuschen geschlichen, wo ihr Kind in Pflege war, wenn sie die Leute auf dem Felde wußte. Blaß und verängstigt stand sie dann an der Wiege, hob ab und zu die matte Hand, um dem schlummernden Säugling die Fliegen zu scheuchen, und fuhr entsetzt zusammen, wenn draußen jemand vorüberging oder im Winkel eine Maus kraspelte. Wie verloren, mit weiten, traurigen Augen starrte sie ihrem Kind ins Gesicht. Aber nach und nach schwand die Trauer aus ihren Blicken, sie wurden leer. Es war auch kein Verständnis darin, wenn die Kleine getrippelt kam, um sie zu besuchen.

Annakathrein lallte: „Mama“ — sie lächelte nicht. Annakathrein wurde größer und sagte bittend: „Modder“ — es rührte sie nicht. Die Stein achtete es nicht, wenn ihres Kindes Hand ihr in den Schoß ein Sträußchen legte, Kornblumen, oder im Lenz die ersten goldgelben Himmelschlüssel. Ohne Regung saß sie da; nur, wenn fern ein Räderrollen sich auftat, ein Trappeln von Pferdehufen, ein Peitschenknallen und ein anfeuernder Kutscherruf, dann lauschte sie. Dann kam in ihr versteinertes Gesicht

eine Unruhe. Dann fing sie an zu murmeln, ihre Lippen bewegten sich hastig. Brummelstein hatte ihre eigene Sprache, die niemand verstand.

* * *

Am Tage ihrer ersten heiligen Kommunion weinte Annakathrein bitterlich.

Die Gemeinde hatte ihr das Kleid geschenkt, eine mildtätige Bäuerin das weiße Kränzchen und den Schleier gestiftet. Die Frau, bei der sie in Pflege war, hatte ihr am Vorabend die Haare mit Zuckerwasser genetzt und in viele, viele kleine Zöpfchen geflochten, so daß sie ihr am Morgen wie eine wellige Mähne standen. Sie konnte geputzt gehen wie die anderen auch, aber doch trennte sie eine weite Kluft von den Genossinnen: Annakathrein war sich bewußt, der Brummelstein Tochter zu sein.

Am Nachmittag ging Annakathrein zum Armenhaus. Es war schon ein schöner Frühlingstag, viel Licht gab die Sonne, und weißen Wolken gleich rundeten sich blühende Schlehenbüsche an allen Wegrainen. Wie eine Braut ging Annakathrein, den weißen Kranz auf dem Kopf.

Aus dem Haus des Gräfer-Hannes, das, als stattlichstes des Dorfes, mit Schiefern anstatt mit Stroh gedeckt war und mit seinen Ställen und Scheunen die halbe Straßenseite einnahm, schauten ihr ein Paar Augen nach.

Im bequemen Stuhl am Fenster saß der Bauer, die Pfeife im Mund, und hielt seinen Mittagsschlaf; die hurtigen Schritte der Mädchenfüße, die so fest zutraten, obgleich sie noch in Kinderschuhen steckten, hatten ihn aufgeweckt. Wer ging da? Aha, das Mädchen von der Brummelstein! Ein hübsches Mädchen! Er möchte sie wohl in Dienst nehmen; zum Kleinvieh taugte sie schon.

Hinterm halb vorgelegten Laden schielte er ihr nach. Wie gerade sie sich hielt — sie hatte seinen aufrechten Gang! „Kotzdonner, nä!“

Er hatte sich ein wenig vom Sitz gehoben und den Oberkörper vorgestreckt; nun ließ er sich mit einem Plumps wieder zurückfallen. Nein, er nahm sie doch lieber nicht ins Haus! Am besten war's, die kam auswärts in einen Dienst. Morgen schon würde er mit ihrem Pfleger sprechen. Es war Zeit, daß die der Gemeinde von der Tasche kam!

Und denselben Wunsch hatte Annakathrein. Sie stand vor der Mutter und sagte: „Tag, Modder!“

Keine Antwort.

„Modder, kuck mech doch emao! an! Sein ech net nobel? Och, kuck doch!“

Was in Annakathreins Augen brannte, war nicht der Wunsch, die Mutter möchte ihr Kleid bewundern, es staunend betrachten. Nein, ansehen sollte die ihr Kind, merken, daß heute ein wichtiger Tag war, der Tag, der das Annakathrinchen zur Annakathrein machte!

Aber wenn sie auch der Mutter Hand nahm und die am neuen Kleid auf und ab führte, die mageren Finger blieben kalt, fühllos. Ob's der alltägliche armselige Blaudruckrock war oder das festtägliche Kleid der ersten heiligen Kommunion, für die Brummelstein war das ganz gleich.

Mit einer verzweifelten Gebärde stampfte das Mädchen auf. „Modder, Modder!“ Wie ein Angstschrei gellte der Ruf. „Modder, kuck net esu! Net daohin, net alleweil daohin!“ Das Mädchen verstellte der Blöden den Blick auf den öden Anger, der das Armenhaus vom übrigen Dorfe schied. „Mich sollste ankucken, mich! Och, kuck mich an, ein einzigmaol an!“

Annakathrein rüttelte ihre Mutter. Wie eine leere Hülle im Lufthauch weht, so schwankte der schwache Körper willenlos hin und her unter der jungen Kraft der Tochter. Horch, sagte sie jetzt was?! Begierig lauschend beugte sich Annakathrein näher zu ihr; aber entsetzt fuhr sie zurück — nur unverständliches Gebrummel.

Annakathrein ließ die Schultern der Mutter fahren, und

Tränen, die nichts von Kindertränen mehr hatten, rannen ihr dabei über die erblaßten Wangen — ihre Mutter, ihre Mutter, warum war die so?! Sie ballte die kleinen Fäuste.

Daß die Brummelstein nicht immer so verrückt gewesen war, hatten der Annakathrein die Weiber erzählt, und sie hatte sich's gern erzählen lassen; es war ihr doch wie ein Trost, daß ihre Mutter auch einmal ein Mädchen gewesen war wie andere: hübsch und lustig, fleißig und sauber. Es war kein Tadel an ihr gewesen, bis auf einmal — da stockte jedesmal die Erzählung.

Jetzt begehrte Annakathrein nichts mehr von der Mutter Jugend zu hören; es litt sie nicht mehr im Dorf. Die Mutter fragte ja doch nichts nach ihr, die würde es nicht einmal merken, wenn sie sie nicht mehr besuchen kam. Und ihr selber blieb auch etwas Bitteres erspart, wenn sie nicht mehr hin mußte.

Annakathrein war ernst geworden, fast finster guckten ihre braunen Augen unter den dichten schwarzen Brauen. Als der Armenpfleger sie kommen ließ: es sei im Gemeinderat nun beschlossen worden, daß sie fort sollte aus dem Dorf, der Gräfer-Hannes wisse eine gute Stelle für sie als Kindermagd unten an der Mosel — eine Verwandte seiner Frau hatte sich verheiratet nach der Stadt Trier — da lächelte sie ein Lächeln, das ihrem runden Gesicht für Augenblicke alle Kindlichkeit nahm. Wie eine Erwachsene stand sie vorm Armenpfleger. Gewiß, sie wollte gern fort. Und wohin, das war ihr ganz gleich!

„Äwer wann Dau nau et Heimweh kriehst,“ sagte der alte Bauer und sah sie bedenklich an. Er selber war nie vom Dorf fortgekommen, und die hier war so jung — vierzehn Jahr eben — und traute sich so weit weg?!

„Ech kriehn kein Heimweh.“ Sie setzte die Zähne aufeinander.

Da stieg etwas wie Bewunderung in dem Alten auf; er schenkte ihr einen Taler.

Auch der übrige Gemeinderat schenkte etwas: Sie bekam ein Gedrucktskleid, drei Hemden, drei Paar Strümpfe, drei Schürzen, ein Paar derbe Lederschuh und ein Umschlage-tuch. Der Gräfer-Hannes tat noch ein übriges: er legte das Reisegeld auf den Tisch. Und sein Knecht sollte sie hinunterfahren bis nach Alf an der Mosel, da konnte sie dann einsteigen in die Eisenbahn.

Annakathrein fing fast an, sich zu freuen. Wenn sie daran dachte, daß sie nun so weit, weit weg kam und zu Leuten, die ihre Mutter nicht kannten, zu Kindern, die nicht schrien: ‚Brummelstein!‘, wollte es ihr wie eine Last von der Brust heben. Sie atmete auf. Ganz wohlgenut bestieg sie an einem heiteren Tag das Gefährt des Gräfer-Hannes; sie fühlte sich nicht wenig gehoben, von des reichen Bauern Rossen gezogen zu werden. Ein kindischer Stolz machte ihre Blicke leuchten, wichtig nahm sie vorn beim Knecht auf dem Strohsitz Platz. Die Peitsche knallte, die Pferde warfen die schweren Hufe, wie schöne Musik klang ihr das harte Geklapper auf der steinigen Straße.

Aber als das Dorf, das ganze Dorf ihren Blicken ent-schwunden war, als sie nichts hinter sich sah als eine Wolke goldigen Staubes, als die Sonne oben blieb auf dem freien, beschiedenen Hochland und die Chaussee, die sich hinab zum Moseltal windet, im Schatten der Abhänge düsterte, da kroch auch über ihre Freude ein Schatten hin. Das Herz krampfte sich ihr plötzlich zusammen — allein, ganz allein blieb nun die Frau da oben im Armenhaus!

Immer tiefer, immer tiefer kamen sie schnell hinab, die Pferde liefen wacker. Ein zittriges Atmen hob Anna-kathreins Brust: kam sie so geschwind auch wieder hin-auf? Wann sah sie jene wieder?!

Sie preßte die Augen zu, um zu verhindern, daß ihr die Tränen anfangen zu tropfen; sie gab nicht mehr Antwort auf des Knechts Geschwätz.

Der sah sie versthohlen von der Seite an: so en jung Mädche! No, die würde schön heulen!

* * *

Aber Annakathrein weinte nicht. Es gab' so vieles in der Stadt zu sehen, zu bestaunen und so viel zu lernen. Aufpassen mußte sie mit Augen und Ohren, mit Händen und Füßen, mit allen Sinnen. Und sie paßte auf. Abends war sie so müde von all dem Aufpassen, daß sie gleich fest einschlief. An die Heimat zu denken und an jene, die dort einsam geblieben war, hatte sie gar nicht Zeit.

Was waren das für hohe Häuser in den Straßen, die nicht alle breit waren im alten Trier, viele längst nicht so breit wie die Dorfstraße daheim; aber zehnmal soviel Menschen liefen darüber hin!

An Markttagen, wenn die Bauern in ihren blauen Kitteln in die Stadt strömten, um ihre Eier, ihre Butter, ihr Geflügel zu verhandeln, und die Kauffer, die Hausfrauen und Dienstmagde, ab und zu liefen, geriet Annakathrein völlig außer sich. Ihre Herrschaft hatte ein Geschäftshaus gerade an der belebtesten Marktecke, da stand die Kindermagd oben im zweiten Stock am geöffneten Fenster, ein Kind auf dem Arm, und blickte mit großen Augen hinab.

So viele Menschen, so viele Menschen! Sie hatte ja noch gar nicht gewußt, daß es so viele Menschen auf der Welt gab. Sie beugte sich weit über, hätte ihre Frau das gesehen, die hätte laut aufgeschrien vor Schreck; aber sie ließ das Kind dabei doch nicht fallen, sie hielt es bedachtsam mit beiden Armen fest.

„Ein ganz gescheites Mädchen,“ sagte der Hausherr. Und die Madam gab dem Gräfer-Hannes, der sich einmal im Namen der Gemeinde nach Annakathrein erkundigte, die gute Auskunft: das Mädchen sei gelehrig und willig, es würde sich schon machen mit ihr. Da war die Gemeinde befriedigt, der Gräfer-Hannes erkundigte sich nicht mehr. —

Annakathrein war jetzt ganz allein auf sich selber angewiesen. Da war keiner, der nach ihr fragte, und auch keiner, der ihr etwas schickte. Zu den drei Hemden, den drei Paar Strümpfen und den drei Schürzen mußte sie sich jetzt noch andere schaffen; die Lederschuh, die sie mitgekriegt hatte, waren auch längst zerrissen, das Umschlagetuch war fadenscheinig geworden, und vor allem das Blaudruckkleid viel zu eng. Sie hatte sich mächtig gebreitet.

Manch wohlgefälliger Blick streifte das stattliche Mädchen, das, ein Kind auf dem Arm, rechts am Rock eines hängend und links eines, täglich in den Anlagen, die sich um die Stadt ziehen, auf und ab wanderte.

Aber Annakathrein bemerkte keinen dieser wohlgefälligen Blicke. Den Kopf gehoben, hielt sie ihre Augen geradeaus gerichtet; ohne zu blinzeln blickten sie fest. Sie rechnete immer: nun noch einen Monatslohn zugelegt, und sie konnte sich die neuen Hemden kaufen, die ihr so not taten! Vielleicht auch später einmal einen Hut — den ersten Hut! Sie hatte noch niemals einen besessen. Sommers wie Winters bestrich die Luft frei ihren braunen Scheitel; darum vielleicht war ihr Haar so dicht, so glänzend und voll, trotzdem eine pflegende Mutterhand es nie geglättet hatte.

Annakathrein zog die Stirn kraus; so jung sie war, es war doch schon eine Falte darauf; die ging auch gar nicht mehr weg. Annakathrein wußte nichts von ihr, wußte nicht, daß die da war seit dem Tage, an dem sie zur Mutter gelaufen war im festlichen Kleid mit Kränzchen und Schleier: „Modder, kuck mich doch an!“ Damals war die Falte ein Fältchen gewesen, ein ganz zarter Strich in einer glatten Kinderstirn, jetzt war sie schon wie eingegraben. Annakathrein lachte selten; sie war nicht traurig, aber auch nicht lustig, sie war immer ernsthaft. Über ihre Jahre. Man hätte sie für mehr als zwanzig halten können, und sie war doch kaum achtzehn. — — —

Vier Jahre war sie nun schon vom Heimatdorf fort. Jetzt hatte sie sich die Hemden und Strümpfe beschafft und die Kleider und Schuhe, die nötig waren, und bei der Putzmacherin in der Simeonsstraße hing ein Hut, der ihr wohl gefallen konnte.

Es war ein heller Tag, an dem Annakathrein mit den Kindern in den Anlagen schlenderte. Aber ihr Gesicht war nicht hell. Sie hatte zwei Sorgen, die sie schon seit ein paar Wochen mit sich herumtrug, die sie so gefangen nahmen, daß sie sogar nachts von ihnen träumte. Es paßte ihr nicht mehr, Kinder zu hüten. Sie wollte weiter. Und nun war ihr eine Stelle angeboten in einem Gasthof; zwar nur als Spülmädchen in der Küche, aber wer weiß, sie konnte der Köchin, dem Koch etwas abgucken, lernen — o, sie wollte wohl aufpassen! — und dann konnte sie später selber als Köchin gehn. Das war doch etwas andres, als nur Kindermagd sein. Sollte sie's tun — sollte sie's nicht tun? Sie hatte es gut in der jetzigen Stelle. Wie auf der Wage wog Annakathrein die beiden Dienste; bald sank die eine Schale tiefer, bald war die andere gewichtiger. Ihre Stirn krauste sich.

Und dann die zweite Sorge: sollte sie den Hut in der Simeonsstraße, der ihr so wohlgefiel, kaufen — oder sollte sie nicht? Er würde sie kleiden. Aber er kostete Geld. Und war das so viel Geld wert, daß man hübscher aussah? Pah — sie warf den Kopf in den Nacken — wem sie so, ohne den Hut, nicht gefiel, der brauchte sie nicht anzugucken; nein, sie kaufte den Hut nicht! Er war unnötig.

Sparen, sparen, daß man auf die alten Tage was zu verzehren hatte, daß man, wenn man es einmal nötig hatte, wenn man vielleicht krank wurde, nicht herumgestoßen wurde unter den Leuten, niemand zur Last fiel und den Kindern ein Spott ward! Es regte sich wie Grauen in ihrem Herzen. Sie preßte die Augen zu, Schweiß trat ihr auf die Stirn: das nur nicht sehen, was da wie hinter einem dicken

Nebel sich regte! Annakathrein kniff die blühenden Lippen ein, daß sie schmaler erschienen, blutleerer als sie eigentlich waren.

Auf einer einsamen Bank nahm sie mit dem kleinsten Kind Platz, die größeren Kinder hieß sie an den Sandhaufen laufen. Hinter den blühenden Büschen, wo niemand sie sah, wo nichts zu hören war als das leise Piepen brütender Vögel, knöpfte sie ihr Kleid auf und zog ein Beutelchen hervor. Sie hatte es sich genäht aus einem alten Lederflecken, und jedesmal, wenn das Schächtelchen in ihrer Kiste voll Silbergeld war, wechselte sie das um in ein Goldstück und tat es dann in den Lederbeutel. Sie trug ihren Schatz am Halse, Tag und Nacht. Er ruhte nachts auf ihrer Brust, und am Tage, mitten bei der Arbeit, fuhr sie oft mit der Hand danach.

Jetzt, mitten in der Blütenpracht des Mai, saß das junge Mädchen auf der Bank und zählte Geld. Blaue und weiße Fliederdolden an alten, dichten Büschen neigten eine Fülle von Blüten herab, ein wundervoller Rotdorn reckte sich gerade der Bank gegenüber und badete seine Sträube im goldenen Sonnenlicht. Alles war voll Duft, voll Frische, voll jubelnder Schönheit — sie zählte, zählte. Es war bald zu Ende gezählt; viele Goldstücke waren's noch nicht, sie hatte zu vieles sich anschaffen müssen, und der Lohn einer Kindermagd ist nur gering. Sechzig Mark, das war alles, was sie sich hatte ersparen können in den vier Jahren. Aber nun wurde es anders, nun hatte sie Wäsche und Kleider genug, jetzt konnte sie sparen — sparen!

In ihren Augen leuchtete es auf, sie zählte die Goldstücke noch einmal; wie ein Geizhals ließ sie sie durch die Finger gleiten, und dann hielt sie ein Stück nach dem andern an ihre dralle Wange und fühlte liebkosend die Wärme des blanken Metalls, das warm war von ihrer Brust, an der es so fest gelegen hatte. Ein Wohlgefühl durchrieselte sie: wenn nun immer noch mehr dazu kam, immer mehr?! Sie

malte es sich aus, wie sie dann zählen würde. Es nahm gar kein Ende, der Goldstücke waren so viele! Dann brauchte sie nicht mehr bange zu sein, wenn sie einmal alt oder krank war — — — sie schrak auf.

Was war das?! Das Kind neben ihr schlief, von Mailuft und Sonne ermüdet, von Langerweile eingeschläfert, das lallte nicht. Träumte sie oder war sie wach? Horch, da war ein Gemurmelt, das sie kannte! Ein unverständliches, unverständiges Geplapper.

Hastig barg Annakathrein ihre Goldstücke wieder an der Brust, sie sprang auf, sie stand mit weit geöffneten Augen: Jesus Maria, wer — wer?!

„Brummelstein! Brummelstein!“ Sie hörte das plötzlich gellen. Das Blut schoß ihr jäh zu Kopf.

Da kamen die beiden größeren Kinder gesprungen. „Die is doll,“ sagte der Junge und streckte den Finger aus voll grausamer Neugier, und das Mädchen schmiegte sich ängstlich an sie.

Annakathreins Blick folgte dem weisenden Finger. Drüben stand eine Bank, darauf zu führten sie jetzt eine. Der Hut saß der hinten im Genick, das blonde, an den Schläfen ergraute Haar war wohl frisiert, aber es hatte nicht Glanz noch Fülle. Und wie die lachte! O Jesus, wie die lachte!

Annakathrein stand erschrocken, die Kinder preßten sich an sie an. Sie hätte mit ihnen weglaufen, sich die Hände gegen die Ohren drücken mögen. Aber sie tat es nicht, sie blieb stehen und starrte hinüber mit entsetzten Augen.

Ein Herr und ein junges Mädchen waren bei der Frau. Sie nahmen alle drei auf der Bank drüben Platz. Eine Nachtigall schlug.

„Hörst du, Mutter?“ fragte das Mädchen. „Den schönen Vogel! Hörst du ihn?“

Die Tochter bekam keine Antwort; teilnahmslos blickte die Mutter drein, in unruhiger Hast fingerten ihre gelb-

weißen Hände. Sie verzog den Mund, und dann murmelte sie in einem fort; sie hörte gar nicht mehr auf.

Aber die Tochter schmiegte ihr blühendes Gesicht an das verwirrte kranke, und der Vater sagte: „Laß sie jetzt nur, Kind, quäle unsere gute Mama nicht!“

Annakathrein stand zitternd: o, wie waren die liebevoll!
Die Kinder mit sich reißend, stürzte sie fort.

* * *

*

Von jetzt ab empfing die Gemeinde des Eifeldorfes alle paar Monat eine Geldanweisung aus Trier. Das eine Mal war's mehr, das andre Mal weniger, aber immer kam etwas. Das schickte die Tochter für die Mutter im Armenhaus mit dem Ersuchen, der dafür etwas zugute zu tun.

Eigentlich war es ganz unnütz, daß das Mädchen etwas schickte, die Verrückte empfand die Wohltat nicht mehr. Sonst hatte die Brummelstein doch noch wohlgefällig gebrummelt, wenn es einen warmen Kaffee oder gar einen Wecken für sie gab, jetzt machte ihr selbst das keinen Eindruck mehr. Und wenn die Kinder hinter ihr drein kreischten: „Brummelstein, Brummelstein, wanneh michste Huchzid?“, dann drehte sie sich nicht einmal mehr um. Sie brummeite nur vor sich hin, während der Speichel ihr aus dem zahnlosen Munde floß; die gewohnte Antwort blieb aus. Mit der Brummelstein ging's wohl bald zu Ende, die war fällig wie ein Blatt im Herbst. Wenn sie nur schon von der Welt wär?! Wie ein Gespenst sah sie aus mit den hohlen Augen, mit dem Körper, der nur noch Haut wie Pergament und förmlich durchscheinende Knochen wies. Man begegnete ihr nicht gern. Sie war zum Vergrausen.

Niemand schrieb an die Tochter, wie es mit der Mutter stand; man wußte ja auch gar nicht mehr, wo das Mädchen war. Noch zu Trier, ja, der Schein der Geldanweisung wies das allemal aus — aber bei wem diente sie? Eine

genaue Adresse gab sie nicht an. Da hätte man viel Mühe, sie zu suchen. — — —

Annakathrein diente längst nicht mehr bei der Verwandten von des Gräfer-Hannes Frau. Sie war auch nicht das Spülmädchen mehr, das am Abwaschfaß stand in der Hotelküche. Der Wirt selber war auf sie aufmerksam geworden: so eine, die so intelligent und gewissenhaft war und dabei so gut aussah, war wohl zu gebrauchen in solch einem großen Gewese. Er stellte sie bald hier, bald dort an, immer war sie am Platze; er klopfte ihr die Schulter, wenn er mit ihr sprach, mitunter auch die Wange. Das übrige Gesinde fabelte schon davon, der Herr, der ein Witwer war, werde die Annakathrein noch einmal heiraten.

Sie selber träumte nicht einen solchen Traum; sie war hell wach und plagte sich nicht mit Träumen. Sie hatte nur einen Wunsch, eine Hoffnung: Ersparnisse machen. Es wurde ihr schwer; langsam nur mehrte sich ihr Schatz, ganz allmählich, denn wenn's auch nicht viel war, was sie der Mutter heimschickte, für sie war es doch viel. Aber wenn die Zeit kam, in der sie zu schicken pflegte, hatte sie schon immer eine mahnende Unruhe; sie wurde erst ruhig, wenn das Geld auf der Post war. Dann dachte sie daran, daß nun die Frau täglich Kaffee haben würde anstatt der Wassersuppe, und weichen Wecken dazu essen, den sie besser kauen konnte als das harte Brot. Und als ein sehr kalter Winter kam, kaufte sie für die Mutter dicke Strümpfe und legte noch einen Unterrock zu, einen besonders warmen, weichwollenen, den sie selber erst hatte geschenkt bekommen auf St. Nikolastag.

Sie fror es ja nicht; jetzt weniger noch als sonst. In ihrem Herzen war eine Flamme aufgebrannt, daran wärmte sie sich.

Er hieß Jakob Schommer, war Schmiedegeselle und wohnte beim Meister in der Nagelgass'. Wo sie sich

kennen gelernt hatten? Das konnte sie nicht einmal so recht sagen; sie ging ja zu keinem Vergnügen.

Sie hatte an der Hotelseitentür, die nach einem dunklen Sträßchen hinaus ging, den armen Weibern und Kindern, die mit ihren Töpfen hier standen, um übrig gebliebene Suppe, Brocken, Knochen und Fleischreste sich abzuholen, das Gemengsel ausgeteilt; da war er mit seinem Handwerkszeug vorübergegangen. Zum ersten Mal. Er sah sie, wie ihr blühendes Gesicht sich über der weißen Schürze noch blühender hob, wie ihre starke Linke den schweren Bottich so spielend hielt, wie hurtig sie mit der Rechten schöpfte. Und sie gefiel ihm. Er kam öfter vorüber.

Aber daß er auch ihr gefallen hatte?! Es hatte sich ihr schon manch einer genähert, es war viel Mannspersonal im Hotel; sie hatte sich nie um einen gekümmert. Und der Schlossergeselle war weder groß noch schön, er hatte sogar ein wenig krumme Beine und einen wiegenden Gang; aber er hatte ein gutes Gesicht, eine herzliche Art und Augen, aus denen die Liebe lachte. Da fühlte sie ihr Eis schmelzen. Sie gestand ihm, daß auch sie ihn gern hätte, aber an Heiraten wäre noch nicht zu denken, denn — sie weinte plötzlich auf — ein Leben, das in Armut und Elend endete, das wollte sie nicht führen. Davor hatte sie zuviel Angst. Und diese Angst war noch größer als die Liebe, die sie zu ihm fühlte.

Nun, sie konnten ja warten; sie waren ja beide noch jung, er dreiundzwanzig, sie vierundzwanzig. Noch ein paar Jahre, dann hatte sie eine Aussteuer beisammen, und dann war er auch so gestellt, daß sie dran denken durften, einen Hausstand zu gründen. — — —

Sie hatten sich das Warten doch nicht so vorgestellt, wie es eigentlich war; nun warteten sie erst ein Jahr, aber es war ihnen zehnfach so lang geworden. Es war Frühling, alle Knospen sprangen auf, da hatte sie endlich einmal eingewilligt, mit ihm einen Ausflug zu machen. Aber viel

Geld durfte das nicht kosten. Sie hatte erst gerade vorgestern für die Mutter heimgeschickt.

Es war Annakathrein ein Bedürfnis, jetzt, gerade jetzt, der Mutter öfter etwas zugute zu tun; ihr selber ging es ja jetzt so gut, so gut! So sparsam sie war — jetzt noch sparsamer als früher — für die, die verlassen im Armenhaus saß, mußte doch etwas übrig bleiben; jeden Ersten des Monats, immer wenn sie ihren Lohn auf die Sparkasse trug, tat sie für die Mutter beiseite.

„Wir dürfen net eso vill verduhn, wir müssen dat Geld beisammen halten, wir gebrauchen et nötig,“ sagte Annakathrein und sah ihren Liebsten bittend dabei an. Lieber nicht den Ausflug machen, wenn das viel kostete!

Nein, das würde auch nicht viel kosten, fast gar nichts! Der Jakob wollte sie nur am Sonntag nach Ruwer führen, einem Dorf, das wie ein Vorort zur Stadt liegt, dicht am Fluß, so umgeben von alten, reichblühenden Apfelbäumen, daß die Häuschen sich ganz verstecken wie in einem Strauß. Wie rosiger Schaum steigt's an den sanften, wiesigen Höhen hinan, und vom Wirtshausgarten hat man einen herrlichen Blick über die blaue Mosel aufs jenseitige Ufer, wo hinter den roten, steilragenden Felsen die ersten Eifelberge auftauchen, wie grüne Kuppen, von leichtem Duft silbrigflimmernd umwoben.

Zum ersten Mal fühlte Annakathrein den Frühling. Sie war glücklich in dieser sanften Müdigkeit. Dicht nebeneinander saßen sie in dem engen Läubchen, das erst schwach begrünt war; der Weinstock war noch kahl, nur das Jelängerjelieber zeigte die ersten Blättchen. Aber wie eine Verheißung ruhte es in der Luft. Und auch auf ihnen.

Sein Arm stützte sie, sie lehnte ihren Rücken dagegen und fühlte, wie warm und stark der Arm war. Zärtliche Worte, so zärtliche, wie sie noch niemals gehört hatte, flüsterte der Schatz ihr ins Ohr. Ein beständiges Rieseln ging ihr durch den Körper. Sie war so hübsch in ihrem

anständigen Sonntagskleid, so voll erblüht in einer wahrhaft fraulichen Fülle, daß der Bursche sich kaum mehr hielt.

„Laß, laß,“ wehrte sie, wenn auch mit unsicherer Stimme. Vor ihren Augen verschwammen bereits Himmel und Mosel, Berge und Bäume. Aber — „Nä, nä!“ Sie stieß es heraus und entwand sich ihm hastig. Sie sah ja etwas, das der andere nicht sah. Und als er es nicht lassen wollte und konnte, sie von neuem umschlang, sie an sich preßte, daß ihr der Atem verging, daß sie fast erstickte in seinem Kusse, da stieß sie ihn von sich mit Kraft. Sie wurde rot und böse.

„Dat darfstu net,“ sagte sie hart. Sie sagte es zu sich selber; sie drückte mit Gewalt etwas nieder, das in ihr aufquoll, heiß und begehrend. Wie lieb sie ihn hatte! Und so lange hatten sie nun schon gewartet! Ach, und er würde sie ja auch heiraten, sie nicht sitzen lassen — aber —! Ihre braunen Augen, die heute so leuchtend in die Welt sahen, wurden plötzlich verschleiert und trüb: — — „hübsch war die und lustig, fleißig und sauber, es war kein Tadel an ihr gewesen, bis — —“ da hatte jedesmal die Erzählung gestockt.

„Dat darfstu net,“ sagte Annakathrein noch einmal, so herb und streng, daß der Bursche sich nichts mehr getraute.

Hand in Hand gingen sie heimwärts, aber die rechte Lust war fort; er war still, fast wie verdrossen, und sie ganz in sich gekehrt. Ringsum düsterte die Frühlingsnacht, eine weiche, lösende Luft kam vom Fluß her, bis zur Stadt gaben alte, schützende Bäume ihnen treu das Geleit. Aber sie machten die Heimlichkeit sich nicht zunutze.

Und das tat ihr doch leid, so leid, daß sie diese Nacht nicht schlafen konnte, daß sie sich warf in ruhelosem Verlangen. Wie im Ansturm pochte das Blut ihr in den Adern, es klopfte an mit der Faust. Angstvoll saß sie im Bett aufrecht, strich sich das wild-zerwühlte Haar mit beiden

Händen glatt und streckte sie dann wie abwehrend von sich. Ach nein — und wenn sie ihn auch noch so lieb hatte — ach nein, nein!

Sie hätte es sich nicht erklären können, warum die Mutter auf einmal vor ihr stand. Hier, links, da beim Kleiderschrank, als Mädchen, hübsch und lustig, fleißig und sauber — und hier — hier?! Mit einem Ruck warf sich Annakathrein auf die andere Seite, sie hätte beinahe laut aufgeschrien. Da bei der Kommode, da stand sie noch einmal! Aber nicht hübsch und lustig und fleißig und sauber — — ‚Brummelstein, Brummelstein, wanneh michste Huchzid?!‘

Annakathrein seufzte so tief, daß es wie ein Stöhnen durch die Kammer ging.

Am Morgen war sie blaß und verwacht.

Sie stand in der Wäschekammer und zählte gebrauchte Handtücher nach — sie tat es müde und lässig, ganz gegen ihre sonst resolute Art — da streckte der Geldbriefträger den Kopf zum Türspalt herein. Als sie ihn verwundert ansah: was, zu ihr wollte er, wer schickte ihr, ihr denn etwas? — nickte er. Er war ein unfreundlicher Mann. Er sagte weiter nicht viel, streckte nur seinen langen Arm aus und reichte ihr eine Geldanweisung, mürrisch-verdrossen: warum hatte sie denn, als Absenderin, nicht ihre ganz genaue Adresse drauf angegeben? Nun hatte man erst noch nach ihr suchen müssen.

Sie sah ihn verdutzt an, sie verstand ihn gar nicht. Und stand noch immer verdutzt, als er längst gegangen war. Das war ja ihre Postanweisung, ihre eigene, die sie abgeschickt hatte am 1. Mai! Heut war der vierte.

‚Für Christina Schwendlig,

abzugeben bei der Gemeindevertretung‘ — und dann kam der Ortsname und der Kreis. Alles ganz genau und deutlich hingeschrieben. Und das war trotzdem nicht angekommen? Warum kam es zurück?!

Ein Zittern befiel sie, sie drehte den rötlichen Papierschein hin und her; es war querüber was darauf geschrieben. Eine Ahnung, die sie plötzlich befiel, machte sie totenbleich, der Atem stockte ihr; kaum daß sie soviel sehen konnte mit den von jähem Schreck verblödeten Augen, um zu lesen, mühselig zu entziffern, was da gekritzelt stand. Nur ein paar Worte:

„Adressatin verstorben. Den 16. April. Zurück.“

Hatte sie sich nicht getäuscht, war es wirklich die Mutter, ihre Mutter, die gestorben war? Nein, es konnte nicht sein, es konnte und durfte nicht sein, daß die tot war! Die Post, die war irrig. Eine andere Christina würde es gewesen sein, eine, die sie nicht kannte, eine, die sie gar nichts anging.

Annakathrein saß in der Eisenbahn, bereitwillig hatte ihr ihr Herr Urlaub gegeben; sie fuhr der Heimat zu. Sie sah nicht, sie hörte nicht, sie sprach nicht, sie weinte nicht. Nur eins hörte sie immerfort, das übertönte Rasseln und Schnauben des Zuges: „Adressatin verstorben — verstorben!“ Sie war wirklich tot, die Christina Schwendlig. Es gab keine zweite. Hatte nicht noch eine andere Hand unten am Rand der Postanweisung vermerkt: „Christina Schwendlig, genannt Brummelstein“ — wie um jeden Zweifel auszuschließen?!

Wenn Annakathrein nur hätte weinen können! Ihr Jakob hatte sie noch zum Bahnhof gebracht, von der Arbeit weg war er mit ihr hingelaufen; sie war ihm dankbar für seine Rührung, aber sie hatte ihm das nicht sagen können, sie hatte ihm nur stumm die Hand gereicht. Hinter dem Fenster der vierten Klasse stand sie, das sonst so blühende Rot war ganz aus ihren Wangen gewichen, mit zusammengezogenen Brauen starrte sie durchs staubige Glas nach ihm hin; es fiel ihr nicht ein, das Fenster herunter zu lassen, sich hinauszubeugen in ihrem schwarzen Sonntags-

kleid, ihm noch ein Wort zuzurufen, ihm noch einmal zu winken. Sie war wie betäubt.

Das war alles so rasch gegangen — gestern noch der Spaziergang — ah, war das schön, so schön mit ihm gewesen! Dann die Nacht. Und heute, heute fuhr sie zur Leich'. Ach nein, begraben war die Mutter ja schon längst — 16. April, 16. April — und sie hatte es nicht einmal gewußt?! Jetzt röteten sich ihre bleichen Wangen, das Blut schoß ihr zu Kopfe.

„Komm, tu deiner Mutter die letzte Ehr an' — niemand hatte ihr das geschrieben! Die Hand, die sie lässig im Schoß liegen hatte, ballte sich unwillkürlich zur Faust.

Sie setzte die Zähne aufeinander, alle Sanftmut war aus ihrem Gesicht gewichen, die Flügel ihrer kräftigen, geraden Nase bebten vor Zorn. Da war keiner hinter dem Sarg hergegangen, der eine Träne nachgeweint hatte! In ihre Augen kam ein Ausdruck von Trauer und Zorn; aber der Zorn war größer. Sie reckte sich in ihrer ganzen schlanken Größe, kaum, daß sie's vermochte, sitzen zu bleiben, die Ungeduld hatte sie gepackt. Wäre sie doch nur da, nur endlich da!

Aber es dauerte lange, bis sie am Ziel war. Erst die Eisenbahnfahrt, dann die Postfahrt; sie hatte gar nicht mehr gewußt, wie weit es noch von der Station war. Ihre erste Fahrt, die sie dieses Weges geführt hatte, fiel ihr ein. Damals war sie rasch hinabgerollt mit des Gräfer-Hannes tüchtigen Rossen; langsamer ging es jetzt hinauf mit müden Postgäulen. Ein paarmal stieg sie aus und lief nebenher, sie konnte gut mit den Pferden Schritt halten. Oft war sie ihnen sogar noch vorauf. Eine innere Unruhe trieb sie, die ließ sich nicht mehr zügeln; die letzte halbe Stunde stieg sie gar nicht mehr ein. Die Gäule schnauften noch die letzte Steigung hinan, da ging Annakathrein, eine rüstige Wanderin, ihr Bündelchen unterm Arm, schon ins Dorf ein.

Niemand kannte sie mehr, sie erkannte auch niemanden. Sie wollte sich auch gar nicht aufhalten; stracks ging sie die lange Straße durch, am Armenhaus, das jetzt leer stand, auch stracks vorbei, immer weiter hinaus mit eiligem Schritt bis hinauf zum Kirchhof.

Der lag, noch höher als das Dorf, aller Sonne und allen Winden preisgegeben, so recht mitten auf dem Plateau, von keinem Baum gedeckt, frei zwischen den Raps- und Roggenfeldern, zwischen den Kartoffeläckern und Klee-stücken. Die Toten blieben dem Werke nah, das einst ihre Hände getan und ihre Seelen geliebt hatten; und die Lebenden, die jetzt zum täglichen Werke gingen, mußten alle an ihnen vorbei.

Die Sonne neigte sich eben zum Untergang. Es war ein großer Glanz überm Friedhof, als Annakathrein die vermorschte Gartentür aufstieß. Geblendet tappte sie hin und her; sie suchte. Jetzt fiel's ihr erst ein, sie hätte doch fragen müssen, wo die Christina Schwendlig begraben lag. Hier lagen viele. Sie wußte nicht, war es Schmerz oder Zorn, was sie bewegte, als sie nun zwischen den Gräbern, die vom hohen wehenden Gras und vielem Unkraut schier überwuchert waren, umherlief.

Nein, zwischen denen, die Kreuzchen oder Stein hatten, einen Fliederbusch oder Rosenstrauch, zwischen denen konnte das Grab nicht sein! Es war ja ganz neu. Halt, war es dieses?!

Mit ausgestreckten Händen tappte sie auf einen frischen Hügel zu. Ach nein, da lagen so viele Kränze darauf. Ein prächtiger Kranz aus Perlengeflecht obenauf, und andere, noch schönere, mit wächsernen Rosen. Das konnte der Brummelstein Grab ja nicht sein!

Sie suchte weiter. Hier war noch ein frisches Grab; und dort eines, das auch vor noch nicht langer Zeit zugeworfen zu sein schien. Welches von ihnen war es nun? Ratlos stand sie. Ach, daß sie doch lieber gefragt hätte! Nun war

sie so nahe, so voller Ungeduld, begehrte am Grab der Mutter ein Gebet zu sprechen und fand es nicht. Spähend sah sie umher. Niemand war mehr auf den Feldern.

Ein frischer Wind fegte herüber vom Mosenberg, der wie ein Löwe mit ausgestreckten Tatzen vom weiten Hochland Besitz ergreift und den mächtigen Leib dehnt in purpurner Ferne zwischen Himmel und Feldern.

Annakathrein schauerte, sie war des Eifelwindes nicht mehr gewohnt. Es fror sie bis in die innerste Seele. Traurig stand sie, eine ganz Verlassene; ihr Herz schrie auf einmal der Mutter nach. „Motder, wo biste?“ sagte sie halblaut, und dann erschrak sie vor der eigenen Stimme.

Wenn doch jemand käme, den sie fragen könnte! Da sah sie eine Männergestalt in den Feldern, langsam kam sie die Furche bei dem Rapsfeld entlang, das bis an die Friedhofsmauer lief. Sie reckte den Hals: der Mann war groß und breit, er hielt die Hände mit dem Knotenstock auf dem Rücken, langsam ging er, guckte bald rechts, bald links; er besah seine Äcker.

Sie hielt die Hände schirmend an den Mund, damit ihr der wehende Wind nicht die Worte zerreiße: „Holla, seid esu gud!“

Er hörte sie nicht; da schrie sie noch einmal stärker: „He, Ihr da, hört ehs!“

Der Mann stutzte. Er hob den Kopf. Nun kam er auf sie zu.

Sie ging ihm entgegen bis an das Mäuerchen; die Arme legte sie darauf und beugte ihre schwarze Gestalt zu ihm hinüber. Der Wind wehte ihr das braune Haar in Ringeln an den Schläfen auf, in ihren braunen Augen war ein weicher, sehnsüchtiger Glanz. „Seid esu gud,“ sagte sie bittend. „Wißt Ihr net, wo die Schwendligs Christina begrawe leit? Ich meinen,“ setzte sie leiser hinzu, „die Brummelstein!“

Er sah sie überrascht an; sein Blick glitt prüfend über

ihre Gestalt, er musterte sie vom Scheitel bis zu Füßen — lange. Dann zuckte es wie ein leises Unbehagen über sein hartes Gesicht. Er gab keine Antwort.

„Och, seid esu gud. Wenn Ihr vom Dorf seid, Ihr wißt et gewiß. Ech suchen hei als en lang Zeid!“ Ungewollt war sie wieder ganz in den heimatlichen Dialekt verfallen. „Och, et is für doll zu gänn, ech kann se net finden!“

„Wat wollt Ihr dann bei der Brummelstein?“ Er sah sie wieder scharf an.

„Et is mein — ,mein Motder‘, wollte sie sagen, aber sie verschluckte es; sie schämte sich, eine tiefe Röte stieg ihr ins Gesicht. Sie ließ den Kopf hängen; so bemerkte sie seine Musterung nicht.

„Ech will et Euch weisen,“ sagte er kurz, schwang sich über die Friedhofsmauer und stapfte mit schweren Tritten durch Gras und Unkraut zwischen den Gräbern durch. Den neuen Hügel mit den vielen Kränzen übersprang er und querte hinüber zur anderen Mauerseite und zeigte da auf den Winkel: „Hei leit se!“

Annakathrein ließ ihr Bündelchen fallen, sie sank auf die Knie, sie faltete die Hände. Sie wollte laut beten: ‚Herr, sei ihrer Seele gnädig, Herr, schenke ihr die ewige Ruh,‘ aber es kam ihr ein jammervolles Weinen. Ein grenzenloses Mitleid mit der, die da unten lag, einsam, ungeliebt, unbetrauert, mißachtet von allen, selbst von der eigenen Tochter — ja, von der auch! Die war ihre eigenen Wege gegangen, hatte Geld gespart, sich einen Liebsten genommen — hätte sie nicht die Mutter besuchen, sich mehr um die kümmern müssen?!

Wie eine Vision tauchte vor Annakathrein plötzlich das längst vergessene Mädchen in den Trierer Anlagen wieder auf. Jene, ach jene, wie die ihre Mutter gestreichelt hatte, sich an sie geschmiegt! Ach, war die ein Engel gewesen, der sie hatte mahnen wollen? Ja, ja! In abergläubischem Schauer zitternd, beugte sich Annakathrein tiefer und tiefer..

Sie hatte nur Geld geschickt, Geld ab und zu — aber wo war die Liebe gewesen?!

Schluchzend legte die Erschütterte ihre Stirn auf den Hügel, ihre Arme breitete sie drüber hin: „Motder!“

In Reue und Schmerz stammelte sie: „Motder, dau bis eweil owen, kuck erunner, kuck erunner, hei sein ech, die Annakathrein! Eweil kommen ech jao, Motder! Motder, Motderche, ech wußten't jao net, dat ech dech esu lief haon!“

Annakathrein hatte sich immer zu fassen gewußt, jederzeit noch an sich halten können mit ihren Gefühlen, heute konnte sie es nicht mehr. Hier nicht mehr. Sie war ja auch allein, ganz allein mit der Toten da unten, die sich plötzlich aufrichtete in ihrem Grab. Die da wuchs und wuchs zum Hügel heraus, nicht mehr die klägliche, blöde Gestalt, nein, die groß und machtvoll sich aufreckte, mit starken Armen um sich faßte, sie unwiderstehlich an sich zog: ‚Ich bin deine Mutter, du bist mein Kind!‘

Annakathrein lag wie betäubt über den Hügel geworfen, sie dachte nur das eine: Mutter! Sie lallte, sie stammelte, sie wimmerte, sie schluchzte, sie schüttete ihr Herz aus, wie sie es noch nie ausgeschüttet hatte, sie jammerte um die, die sie nun nicht mehr hatte, und klagte sich selber verzweifelt an. Sie hatte es ganz vergessen, daß noch einer neben ihr stand.

Jetzt legte der Mann ihr die Hand auf die Schulter. Er war bei ihr stehn geblieben die ganze Zeit. Neugier war erst in seinen Augen gewesen, ein leiser Spott um seinen Mund, aber das spöttische Ziehen der Mundwinkel war bald verschwunden. In einer gewissen Verlegenheit stand er da; er wäre lieber gegangen und war doch geblieben. Auf seinem wetterharten Gesicht — ein schönes Gesicht war es, aber wie aus Holz geschnitten — zeigten sich Regungen, stritten Empfindungen. Die braunen Augen unter den buschigen, ergrauenden Brauen wurden milder im

Blick. Es kam wie Teilnahme in sie. Und als die Tochter so jammervoll schluchzte: „Motder, Motderche, ech wußten't jao net, dat ech dech esu lief haon“ — beugte sich seine starke Gestalt. Sein Nacken neigte sich nach vorn, als ducke ihn etwas nieder; er stand nicht so breit mehr auf seinen Beinen.

„Mädche,“ sagte er leise, als er ihre Schulter berührte. Und als sie nicht aufstand, seine Hand nicht einmal zu bemerken schien, sagte er lauter, aber doch mit einer gewissen Sanftheit, die seiner rauhen Stimme seltsam anstand: „Annakathrein!“

Sie sprang erschrocken auf: wer rief sie beim Namen? Ihr erhitztes, verweintes Gesicht blickte den Fremden verstört an. Sie machte eine abwehrende Bewegung: was wollte der hier?

„Ech kennen dech,“ sprach der Mann, „ech haon dech net vergäß'. Dau kennst mech äwer net meh, gäl?“

Sie schüttelte verneinend den Kopf. Aber dann kam's ihr doch wie eine Erinnerung. Langsam, zögernd fragte sie: „Dän Gräfer-Hannes?“

Er bot ihr die Hand. Als sie ihm die ihre reichte, fühlte sie, daß seine Finger kalt waren; scheu zog sie ihre zurück, aber er hielt sie fest. „Jao, mer gitt ald,“ sagte er mit einem kurzen Auflachen. „Dau bis e schien Mädche geworden, en düchtig, staats Framensch. Anner Leut han't int Gras beiße müssen. Mein Frau is och gestorwe.“ Er winkte mit dem Kopf nach dem so reich mit Kränzen geschmückten Hügel hin. „Et sein eweil als acht Wochen her. Ech laußen eweil bal hei maueren!“

Was ging sie das an? Sie sah ihn verwundert an.

„Ech laußen deiner Motder och ene Stein setzen bei der Gelegenhat. Dau muß net esu arg kraischen!“

Ihre Augen blickten immer verwunderter.

„Ech duhn et dir zulief,“ sagte er hastig; und dann, wie sich entschuldigend vor ihrem verwunderten Blick: „Die

Brummelstein gieht mech jao gaor neist an, äwer dau duhst mer esu leid — e jung Mädsche on esu arg kraischen!“

Was, der Bauer, der reiche Gräfer-Hannes, wollte ihrer Mutter, der Brummelstein aus dem Armenhaus, einen Stein setzen lassen? Was fiel ihm denn ein? Warum? O, so dumm war sie nicht; der reiche Bauer, aus Herzensgüte tat der das doch nicht?! Ihr zuliebe? Was wollte der denn von ihr?!

„Ech duhn et gären,“ sagte der Gräfer-Hannes. „Kuck mech net esu an!“ Er wandte sich verlegen. „Kann mer dann net ebbes Gudes duhn? Ech haon’t jao derzu. Un et is Christenpflicht!“

Christenpflicht?! Sie zuckte die Achseln; auf einmal war vom Schmerz etwas fort, und statt dessen aller Zorn wieder da. So lange war ihre Mutter schon tot — ‚Adressatin verstorben den 16. April‘ — und da war niemand gewesen, der es der Mühe für wert gehalten hatte, die Tochter zu benachrichtigen!

„Wän es eweil hei dän Armenpfleger?“

„Dän alden es dud.“

„On wän es eweil Vorsteher von der Gemeind?“

Sie fragte es wie im Verhör.

Und fast kleinlaut erwiderte er: „Ech sein et.“

Da fuhr sie den großen Bauern an, als sei der nicht der Gräfer-Hannes, nicht der reichste Mann im ganzen Dorf. Was, also jetzt, jetzt wollte er sich aufspielen? Aus Barmherzigkeit, auch Christenpflicht, dem armen Weib einen Denkstein setzen lassen? Pah, Christenpflicht! Bange war ihm, weil er seine Pflicht versäumt hatte! „Ech peifen auf Euer Christenpflicht, die es net weid här. Ihr seid Gemeindevorstand, Ihr könnt jao schreiwen, Ihr hatt’ Dint un Feder, et gift jao Papier, an mech mußtet Ihr schreiwen, mir Mitteilung maachen, mech zu meiner Motder komme laoßen. Jesses, o Jesses, wie es se dann gestorwen?“ Der

Schmerz kam schon wieder, die Stimme erstickte in aufquellenden Tränen.

„Mer hat se gefunnen,“ sagte er leise, „se lag dod im Bett. Se wär als lang Zeid siehr schwaach gewest. Se is sicher sanft engeschlaofen. Tröst dech, Mäde!“

Sie hörte seine Tröstung nicht. Sie hatte nur das gehört: „Se lag dod im Bett!“ Also allein, ganz allein war sie gestorben, keiner war bei ihr gewesen, hatte ihr beigestanden in ihrer letzten Not?! Man hatte sie tot gefunden — wer weiß, wie lange schon sie so gelegen hatte, starr und kalt?!

In grausamer Deutlichkeit stand das Bild der Sterbenden vor der Tochter Augen — das verwahrloste Armenhaus, das verlassene Lager. Sie schrie auf in Herzensqual, sie reckte die Fäuste, schlug sie sich vor die Stirn, vor die Brust, und dann ließ sie sich los und packte den Mann an. Er stand wie ein Sünder. Sie rüttelte ihn; sie hatte soviel Kraft, daß er bebte, jedes Glied an ihm, dem Starken, flog. „Schämt Euch,“ schrie sie ihm ins Gesicht. „Schämt Euch!“ Und immer wieder dasselbe.

Er fand kein Wort der Erwiderung, keine Entschuldigung. Sein gerötetes Braun, das so frisch vom ergrauten Haar abstach, hatte sich nicht verändert, als er hinterm Sarg seiner Frau dreingeschritten war, aber jetzt war die Farbe weg; er war bleich geworden bis in die Lippen. Seine Augen blickten unsicher, er schlug sie nieder. Und doch war ein Verlangen in ihm, sie aufzuschlagen, die anzusehen, immerfort anzusehen, die mit keuchender Brust, die großen Augen weit offen in brennendem Leuchten, so zornig vor ihm stand.

O ja, sie hatte schon Ursache — sehr viel Ursache — so auf ihn zu schimpfen, ihr Zorn war gerecht. Und sie wußte doch nicht einmal, wie im Rechte sie war! Ohne Wort, verlegen hüstelnd, herumblickend, als suche er einen Ausweg, stand der Bauer.

Jetzt ließ sie ihn los. Jetzt kam es ihr, daß sie sich vergessen hatte. Sie schlug die Hände vors Gesicht und wich zurück. Mit einem dumpfen Laut fiel sie wieder beim Grab der Mutter nieder und preßte ihr glühendes Gesicht in die kalte Erde: „Motder, lief Motderche!“ —

Die Sonne war lange schon untergegangen, nur ein feuriger Streif verglühete fern hinterm Mosenberg. Es war kein Blütenmai, er war herb und streng hier oben. Kalt fuhr der Abendwind jetzt über den Kirchhof hin und über den goldgelben Raps der Felder; die wunderten sich selber, daß sie hier blühen konnten. Hier vergeht leicht, was nicht Kraft genug hat, zu widerstehen.

Mit zusammengezogenen Brauen sah der Mann auf das weinende Mädchen nieder: schade, daß sie so böse auf ihn war! Aber sie war ja jung, sie würde sich schon wieder trösten! Er versuchte ein paar Entschuldigungen: wahrhaftig, er war nicht schuld, er hatte ja gar nicht gewußt, daß es so schlecht mit der Brummelstein stand. Der Armenpfleger war schon zu alt gewesen und zuletzt krank, er hatte sich nicht genug gekümmert. Doch nun würden sie einen neuen wählen! Aber dann fiel ihm ein, daß das der Brummelstein ja nichts mehr nützen konnte. Er verbesserte sich, wiederholte sich, verbesserte sich wieder und verhaspelte sich immer mehr und mehr.

Das Mädchen sagte kein Wort dazu, es richtete sich noch immer nicht auf.

Da kam ihm die Angst an: es wurde schon dunkel und wahrhaftig auch kalt, sie würde doch nicht hier nächtigen wollen?! „Komm, komm,“ sagte er überredend und beugte sich zu ihr nieder. Sein Kopf war dicht neben dem ihren. Von ihrem heißen, vom Schluchzen schütternden Körper stieg's warm zu ihm auf, ihr verwehtes Haar kitzelte seine Wange, fein und seidig. Ein Verlangen kam ihn an, sie anzufassen, sie an sich zu ziehen, wie er's in jungen Jahren mit manchem Mädchen getan hatte. Und doch war dies

Verlangen jetzt ein ganz anderes. Er war allein, seine Frau war tot — wer hinderte ihn, die hier jetzt zu sich zu nehmen? Denn was die Leute sagten, — pah!

Etwas von der vorigen Breitspurigkeit kam wieder über ihn, er stellte die Beine fest auf. Er war der Gräfer-Hannes, der Bauer. Er war nun nicht mehr der junge Bursche, der sich fürchtete, daß dem Vater was zugetragen werden könnte von seiner Liebschaft mit der armen Stein, und daß ihm die Erbin von der Mosel entgehen könnte dadurch. Er hatte nun selber Geld, eine Masse Geld! Er holte tief Atem und räusperte sich dann vernehmlich — es war ihm was in die Kehle gekommen, er schluckte daran — und keine Kinder!

„Mädchen,“ sagte er mit einer ihm selber völlig fremden Stimme. Es war etwas wie ein Klang von Zärtlichkeit darin und von Sehnsucht. Und auch von Vaterstolz: war die nicht ein schönes und staatses Frauenzimmer, ganz seine Tochter, nicht nur von außen ihm ähnlich?! „Annakathrein, et es spät. Et gift als dunkel. Wat willstest noch hei bei den Toten bleiwen? Hei es et unkommod. Komm eweil, laoße mir giehn!“

Er suchte eine ihrer Hände zu fassen, es gelang ihm nicht. Er wollte sie emporziehen, sie krallte sich förmlich in die Erde fest. Da streichelte er ihr übers reiche Haar. Ein schönes Haar! So voll und ringelig war seines auch einmal gewesen. Ein Jammer, wenn die wieder fortgehn würde! Aber vorsichtig, vorsichtig, nicht zu hastig, und sich nicht verraten! Die hatte einen Kopf, der schlug dem seinen nach. Hatte man's nicht schon damals gemerkt, als sie noch ein kleines Mädchen war?!

Eine Verlegenheit überkam ihn, wie er sie in all seiner Dreistigkeit bisher noch nie gefühlt hatte. Es war ein unangenehmes Gefühl, das ihn belästigte. Kotzdonner, wie fing er's doch an?! Er nahm einen Anlauf, stammelte etwas und verstummte dann wieder. Er war wie aufs

Maul geschlagen. Es war nicht so leicht, das fühlte er wohl. Ihre Mutter war anders gewesen, der hatte er bloß mit dem Finger zu winken gebraucht, und die war ihm nachgelaufen, war ihm gefolgt wie ein Hündchen. Und aufs Wort hatte sie ihm geglaubt. Und als er sein Versprechen nicht hielt, hätte sie sich nie getraut, ihm Vorwürfe zu machen, sie hatte nur gefleht: „Hannes, verlaob mech net,“ und sie hatte ihn nicht verraten. Eigentlich ein lieb Dingelchen — schad um sie!

Aber konnte er, dem Gräfer sein Sohn, sich als Vater zu dem Kinde bekennen, das sie kriegen sollte, zumal er sich gerade verheiraten wollte mit dem Mädchen von der Mosel?! Der Schweiß brach ihm aus. Aber wer weiß, die Stein hatte ihn am Ende gar belogen, ihm was vorgeschwätzt — so eine hält's auch mit anderen — und er sollte nur der Dumme sein?! Doch warum riß es ihn denn jetzt so mit Gewalt zu dem Mädchen hier, wie es ihn schon einmal hatte reißen wollen, aus dem Lehnstuhl heraus, hinterm Laden hervor dem lieblichen Kinde nach, das an seinem Hause vorbeiging?!

Der Gräfer-Hannes seufzte: nein, hier galt kein Sichelbelügen! Er war der Vater, er fühlte es.

Damals war er froh gewesen, wie erlöst, als er die Annakathrein aus dem Dorf gebracht hatte — sein Weib hatte scharfe Augen, und andere Leute gab's auch noch, die sehen konnten — aber jetzt, jetzt war's ja was anderes. Jetzt brauchte sie nicht zu gehn. Nein, sie durfte nicht gehn!

Beide schwere Hände legte er ihr auf die zuckenden Schultern, als ergriffe er so Besitz von ihr. „Annakathrein,“ sagte er heiser, seine rauhe Stimme zum Flüstern dämpfend, „dau muß net meh esu bös auf mech sein, Mäde. Et duht mir jao leid, esu arg leid. Komm, gief mir dein Hand. Komm, mir öwerlegen, wat mir deinem Motderche für 'ne schiene Stein setze laobe, gäl?!“

Der sprach ja liebevoll?! So sehr Annakathrein ihm gezürnt hatte, sie konnte ihm jetzt nicht so böse mehr sein. In ihrer Verlassenheit ergriff sie die Hand, die sich nach ihr ausstreckte. Langsam stand sie auf; im ungewissen Dämmerlicht sah er ihr wehmütiges Lächeln.

„Ihr seid siehr freindlich, Hähr Gräfer, ech danken Euch!“ Sie schüttelte seine Hand. „Äwer et is nau zu spät; ech kann jao doch mein arm Motderche net meh lebendig maache, wann ech et och noch esu gären däht!“ Sie schluckte die Tränen herunter, die sich ihr wieder in die Stimme drängen wollten, schüttelte von ihrem Rock Gras und Erde ab und raffte ihr Bündel auf, das ihr vorhin entfallen war. „Adjüs. Eweil giehn ech!“ Sie wandte das Gesicht noch einmal dem Grabe zu, nickte kurz und wollte dann eilig davongehn.

Gräfer-Hannes bekam einen Schreck. Wahrhaftig, sie ging! Das war eine! Wie mit Bewunderung erfüllte es ihn. Die wollte nichts von ihm, die stand auf sich selber! Rasch griff er nach ihr, er hielt sie am Kleide fest: „Wohin willste dann?“

„Dat weiß ech noch net.“

„Komm bei mech. Ech haon en Stub leer, dao kannste schlaofen!“

Sie zögerte, das Anerbieten war verlockend, sie war fremd geworden im Dorf, und sie mußte doch für die Nacht irgendwo unterkommen.

Er drängte: „Dau sollst et gud haon — esu gud, wie noch nie!“ Ihr Zögern flöbte ihm Besorgnis ein; er vergaß, daß er hatte vorsichtig zu Werke gehn wollen, sich nicht verplappern durfte in Voreiligkeit. Nein, sie sollte nicht gehn, sie gefiel ihm zu gut, jetzt doppelt, da sie nicht mehr weinte! „Sei net esu dumm, Mädche. Wat biste dann? En armer Dienstbot! Bei mir sollste dat äwer net meh sein. Ech haalen dech anners. Wie en Gefreundte. Wie en Verwandte. Wie en Tochter — wenn et dann sein muß!“

Er würgte am Letzten, das kam ihn doch hart an. Aber es mußte sein. „Jao, wie en Tochter!“

Erwartungsvoll sah er sie an; es war schon zu dunkel geworden, um klar zu sehen. Aber nun kam plötzlich ein Schein vom Himmel. Bald würde der Mond voll aufgehen, dann würde er ihr Aufstrahlen deutlich erkennen können, sehen, wie sie sich freute. Es war doch ein Glück für sie! Ungeduldig suchte er in ihrem Gesicht, durchstöberte es förmlich mit seinen Blicken. Heller Mondglanz lag jetzt darauf, aber nichts von Freude.

Sie sagte nichts, sie sah ihn an mit großen, erstaunten Augen.

Das war ja natürlich, daß sie sich wunderte und kein einziges Wort fand; es kam ihr zu unverhofft! Er trat ihr noch näher. „Jao, jao, kuck mech nor an, dau kömmt bei mir net zu kurz. Dau sollst et gud haon, siehr gud. En schiene Stub mit enem Nähdisch — en Karnarjenvögelche in enem Käfig — en gud Bett — on ene Spiegel — all die Saachen von meiner Frau selig. Dau sollst emaul kucken! On in der Chais kannste och metfaohren — on essen on drinken, esu vill wie dau nummen wills!“

Er überbot sich selber mit jedem Versprechen, hastig, übereifrig steigerte er seinen Ton. Jetzt hielt er aufatmend inne: was sagte sie nun?!

„Ech muß danken,“ sagte sie kurz, den Kopf ablehnend schüttelnd. Und dann mit einer großen Verwunderung: „Wie kommt Ihr äjentlich derzu, mech wie en Tochter zu haalen?! Ech verstiehn Euch net! Ihr wart Vorsteher; um mein Motder hatt Ihr Euch net gekümmert, un mech, mech wollt Ihr int Haus holen?! Esu vill an mir duhn?! Hat Ihr vielleicht ebbes zu vill gedronken?!“ Sie sah ihn mißtrauisch-forschend an. „Oder wollt Ihr mech für en Narr haalen? Dat wär net schien von Euch!“

„Nä, nä!“ Ihr weich gewordener, zum Schluß vorwurfsvoll-trauriger Ton ermutigte ihn. Er lachte auf und rieb

sich die Hände. „Ech haon neist gedrunken. Un dech für en Narr haalen, nä, dat riskieren ech net!“

„Dann weiß ech wahrhaftig net, wat Euch enfallen duht. Ihr seid mir neist schullig.“

„Neist schullig?!“ Das pfiffige Lächeln, das auf seinen Lippen zu spielen anfang, wurde noch pfiffiger. Er legte den Kopf auf die Seite und blinzelte sie an.

Ihr Blick blieb verständnislos.

Da wurde seine Miene rasch wieder ernst. Beide Hände auf ihre Schultern legend — so, dicht Gesicht an Gesicht — raunte er bedeutungsvoll: „Un wann ech dir doch ebbes schullig wär?“

Sie verstand ihn noch immer nicht. Eine Angst kam sie an vor dem Gräfer-Hannes: was wollte der denn von ihr, sein Tun war so seltsam? Unwillkürlich wich sie ein paar Schritte zurück.

Da schrie er sie an mit plötzlichem Entschluß — was half's, sonst ging sie ihm auf und davon —: „Ech sein dir doch ebbes schullig. Ech — ech sein jao dein Vatder!“

Da — da war's heraus! Er reckte sich hoch in Selbstbewußtsein und Trotz. Mochte sie's denn wissen — mochten es alle wissen! Jetzt wollte er Vater sein. Erwartungsvoll sah er sie an, sein Atem ging rasch, nun klopfte das Herz ihm doch.

Sie wich noch weiter zurück. Und als er ihr nachging, die Hände nach ihr streckte, wich sie aus hinter das frische Grab. Er konnte sie drüben nicht fassen. Sie wollte schreien und konnte nicht, sie wollte sprechen und konnte nicht, sie zitterte am ganzen Leib. Jähe Empfindungen durchrüttelten sie, Gedanken rasten; Zorn und Empörung, Wut, Haß, Groll. Und mitten dazwischen war noch etwas, wie ein Funken: etwas von Zuneigung. Der, also der war ihr Vater?! Sie hatte einen Vater. Sie war nicht mehr niemandes Kind, sie brauchte nur die Hand auszustrecken,

und der da ergriff sie. Sie sollte es gut haben — sehr gut! Es wurde ihr schwindlig; sie verbarg ihr Gesicht.

„Annakathrein,“ hörte sie seine Stimme, „mein Mädchen! Eweil siehste't ein: ech haon en Recht auf dech. Eweil mußte bliwen!“

Ein Recht — ein Recht — wer hatte ein Recht? Dieses Wort brachte sie zu sich. Recht — wer sprach hier von Recht?! Nur die da unten hatte ein Recht; sonst keiner!

Alle weicheren Empfindungen versiegten ihr, den Fuß auf den Hügel setzend, als solle ihr von da die Kraft bis hinauf zum Herzen steigen, die Kraft, die sie brauchte, sagte sie eintönig, und doch fiel jedes Wort stark, hart in den Ohren dröhnend wie Hammerschlag: „Warum seid Ihr dann net mein Vatder gewest, wie ech noch klein waor? Eweil sein ech groß, eweil brauchen ech kein Vatder meh!“ Sie sah ihn fremd an. „Ech haon kein Vatder. Ech haon nor en Motder. Un die habt Ihr bedrogen, um ihre Ehr gebracht, Gräfer-Hannes! Sitzen habt Ihr se laoße im Elend, krepieren laoße wie 'n armsäligen Hund. Schämt Euch, pfui!“

Jetzt schrie sie laut, es gellte über den Friedhof; sie spie aus vor ihm. „Ech müßten jao kein Ehr meh im Leib haon, kein Achtung meh vor mir sälwer, und kein Furcht vor unserm Härgott, wann ech Euch noch die Hand geben däht!“

Sie drehte ihm den Rücken; sie wartete, daß er gehn sollte, aber er ging noch nicht.

Hatte er nicht schon manch wildes Pferd zum Stehen gebracht?! Gräfer-Hannes hob den gesenkten Kopf. Sie mußte ihn doch hören, ihn wenigstens erst einmal ruhig ausreden lassen! Soviel Schuld, wie sie sich dachte, hatte er denn doch nicht.

„Ech hören,“ sagte sie kurz.

Und da fing er denn an sich zu entschuldigen: wahrhaftig er hatte die Stein auch recht lieb gehabt, und man

ist jung, und man weiß doch: Jugend hat keine Tugend — und sie hatte ihn so arg gern. Aber der Vater hätte es nun und nimmer zugegeben, daß er so eine Arme geheiratet hätte — und der Vater war so streng, und vorm Vater hatte er noch immer Angst gehabt und er sollte sich reich verheiraten, der Vater selber hatte sie ihm ausgesucht und — und dann — er stockte und schluckte und fuhr sich in die Haare, riß die Mütze vom Kopf und schleuderte sie zu Boden, als brenne sie ihm auf dem Schädel. Stampfte mit dem Fuß, verzweifelt über die Unzulänglichkeit seiner Entschuldigungen, und fing dann wieder mit Stottern und Schlucken von vorne an.

Sie unterbrach ihn: „Un dann hat mein arm Motder ihren Verstand verloren. Ech weiß eweil alles. Se haon et mir früher jao oft erzählt: hübsch un lustig, fleißig un sauber, brav un untadelig, bis — spart Euer Red!“ Sie sprach unerbittlich. „Ihr wißt et jao sälwer, Ihr entschuldigt Euch net!“

Sie reckte sich über das Grab hinüber und schrie ihm ins erblaßte Gesicht: „Feig wart Ihr, so duhn wolltet Ihr, als ging Euch die Brummelstein gaor neist an — im Armenhaus ließt Ihr sie elendig verkommen — als ging Euch dat Könd neist an, dat Könd, dat en Motder gehatt hat und doch kein Motder. Äwer“ — die Stimme wurde ihr tonlos — „die arm Frau konnte jao neist dafür, die wußt et jao net meh, dat se en Tochter hatt. Äwer Ihr, Ihr hätt et wisse müssen!“ Des Mädchens Stimme wurde wieder stark, rauh, hart und erbittert: „Euch klagen ech an für all dat, wat mein Motder gelitten hat. Un für dat, wat ech haon entbehre müssen. Motderlieb, Vatderlieb — ech haon se nie net gekannt. Fünfundzwanzig Jaohr sein ech eweil, äwer wann ech och hunnert würd, dat wird Euch nie net vergäß!“

„Sei net esu hard, net esu hard!“ Er war zurückgeprallt. All seine Sicherheit hatte ihn verlassen. Er stand auf ein-

mal da, ein alternder Mann, und sah auf die Jugend zurück mit reuigen Blicken. Ja, er war ein Lump, und sie — seine Tochter — sagte die's ihm nicht deutlich?

„Verzeih mir!“ Es entrang sich ihm schwer, er hatte noch nie in seinem Leben um Verzeihung gebeten. Er weinte fast. Sie blieb stumm. Da hoffte er wieder; er hoffte noch immer. Er haschte nach einer leisen Hoffnung — sie war ja so ein armes Mädchen, und er bot ihr so viel!

„Ech will dir jao alles zulief duhn. Wat dau wills', dat soll geschehn. Dau has' recht, ech haon vill gud zu maache. Hilf mer derzu! Ech will jao su gären!“

Sie beachtete seine ausgestreckten Hände nicht; sie sah starr aufs Grab nieder.

„Verzeih mir, verzeih mir!“

„Ech verzeihen.“

Es war nur gemurmelt, aber er fing es auf, begierig lauschend, an ihren Lippen hängend. Schon wollte er aufatmen, schon wieder sich aufrecken: ach, wenn sie ihm nur verzieh, nur anfing, ihm zu verzeihen, dann würde auch alles nachher schon gut!

Da sagte sie noch einmal lauter: „Ech verzeihen.“

„Merci, merci!“ Er haschte nach ihren Händen.

Sie entzog sie ihm. „Ech muß Euch verzeihen, sonst könnt ech jao net meh beten: ‚Vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern.‘ Nur darum. Zu schaffen haon ech äwer neist meh met Euch!“

Er hatte sich ihr in den Weg gestellt, sie schob ihn beiseite und ging. Verzweifelt schrie er hinter ihr drein, wie sich klammernd ans Letzte: „On dän Stein, dän Stein, dän ech hei wollt setze laoßen für dein Motder zum Angedenken?! Wir müssen doch noch sprechen öwer dän Stein!“

Da drehte sie noch einmal kurz um: „Dän Stein setzen ech. Ech sälwer. Meiner Motder zum Angedenken — un Euch!“

Aufgereckt stand sie da, sich scharf abhebend in dunklen Umrissen gegen die bleiche Mondnacht. Sie hob drohend den Arm. Aber nicht mehr im dürftigen Trauerkleid, nicht arm und gering; sie war auch nicht traurig mehr. Groß war sie, über sich selber hinausgehoben, getragen von einem Wunsch, reich im Besitz einer Rache.

Der Tochter Stimme klang dem erschauernden Bauern wie eine Posaune himmlischen Gerichts: „Dän setzen ech auch Euch für en Angedenken. Ihr sollt se net meh vergäßen, die Brummelstein!“

* * *

*

Wenn die Bauern der Eifelgemeinde jetzt auf ihre Äcker fahren, dann sehen sie nicht nur den Mosenberg, den begrünten alten Vulkan, seinen mächtigen Leib strecken und emporwachsen als einziges, was da fern hinragt auf dem sanft gewölbten Rücken des Hochlandes, den unzählige Äcker und Äckerchen in gelben und grünen Vierecken karnieren. Sie sehen noch etwas. Das reckt sich empor wie ein dunkler Finger, der denen winkt, die aus dem Dorfe gehen und die wieder ins Dorf zurückgehn; den man dräuen sieht, von rechts und von links, von vor und von zurück, von allen Seiten. Große und Kleine sehen es, Kinder und Greise, Männer und Weiber, alle, die wie winzige Puppen in der großen Weite sich regen.

Auch der Gräfer-Hannes sieht es — täglich muß er es sehen. Auf dem Kirchhof ragt es empor in die klare Luft. Es ist gerichtet aus Stein und Eisen, es wirkt so groß und gewaltig, viel größer, als es in Wirklichkeit ist, weil nichts, gar nichts anderes so aufragt.

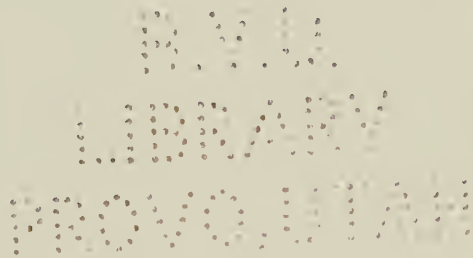
Das ist das Kreuz auf dem Grabe der Brummelstein. Von der Tochter errichtet.

Die hat dafür alles hingegeben, was sie verdient hat in jungen Jahren, hat auf das verzichtet, worauf ihr Herz

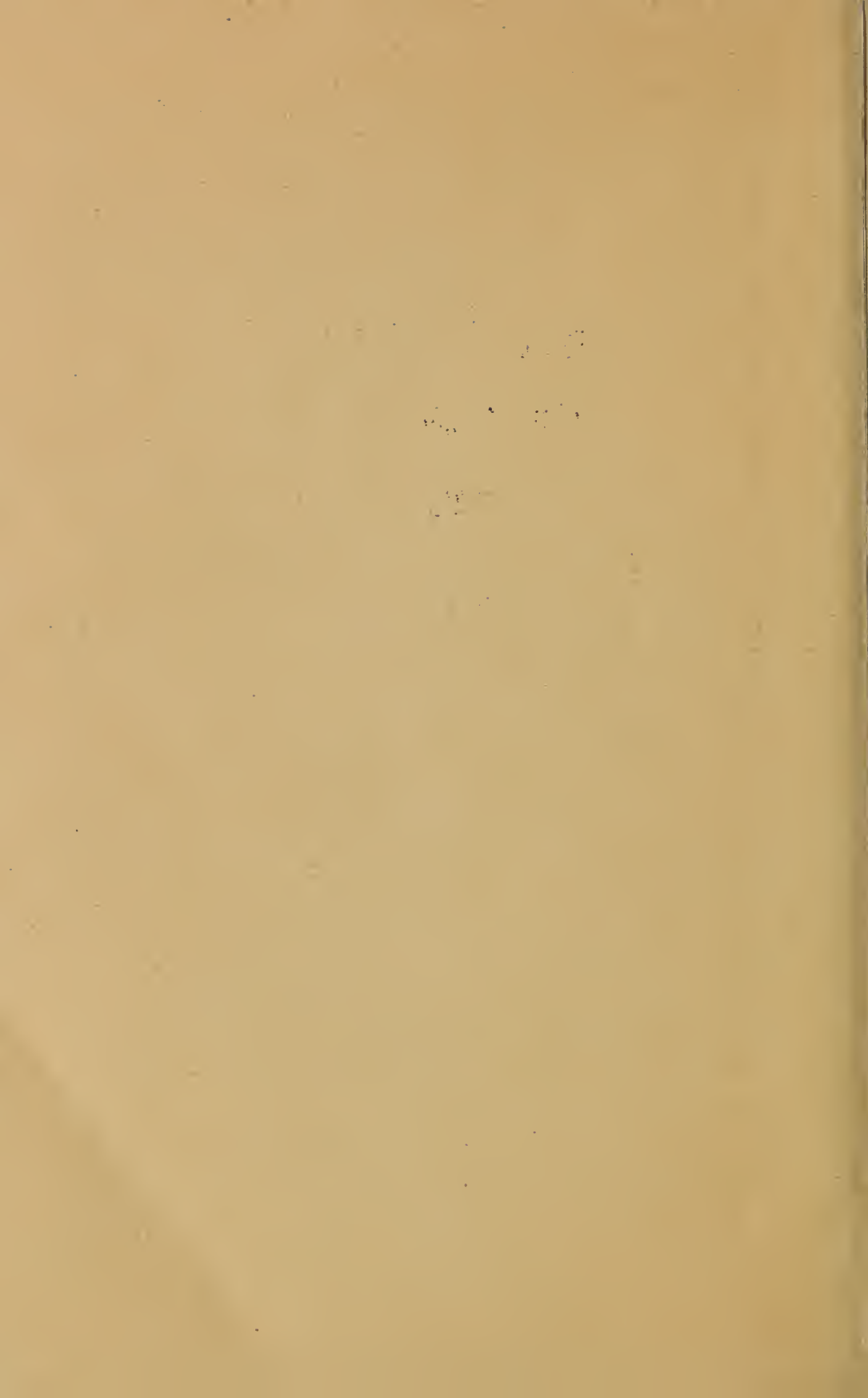
hoffte: auf Liebe und Heirat. Denn was sie noch verdient mit rüstiger Kraft, auch das gehört alles dem Kreuz; die Schuld ist noch groß, sie abzutragen bedarf es jedes Groschens.

Aber die Annakathrein weint nicht darum. Sie hat aufs Kreuz setzen lassen mit goldenen Buchstaben, die weithin leuchten:

Hier ruht in Gott
bis zur seligen Auferstehung
von der Gemeinde verachtet
aber tief betrauert von der einzigen Tochter
meine liebe Mutter
CHRISTINA SCHWENDLIG
genannt Brummelstein.









3 1197 21759 5849

DATE DUE

886L 1 1 1001		
FEB 09 2001		
FEB 12 2001		
MAR 10 2003		
JAN 13 2004		
JUL 14 2005		
JUN 12 2007		

Brigham Young University

